

Jürgen Caloja



*»Früher oder später wird eine Terroristengruppe
oder ein Psychopathe eine Nuklearwaffe bauen«*

Roman  *Overmans*



Jürgen Caloja

Taylors Warnung

*»Früher oder später wird eine Terroristengruppe
oder ein Psychopath eine Nuklearwaffe bauen«*

Roman

Overmans Verlag

2. aktualisierte Auflage August 2008
Titel der Erstauflage
»Die Zeit der schwarzen Wolken«
September 1976
© 1976 by Jürgen Caloja

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags
unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmung und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Grafik Titelbild: Jürgen Caloja

© by Angelika Overmans Verlag, Bad Honnef
ISBN 978-3-929020-06-9

www.overmans-verlag.de

Der US-amerikanische Physiker Theodore Brewster Taylor war einer der erfindungsreichsten Kernwaffenphysiker des 20. Jahrhunderts.

Im Los Alamos National Laboratory war er für die Atomwaffenentwicklung verantwortlich und trieb die Miniaturisierung der schweren Bomben des Manhattan-Projekts voran; erfolgreich konstruierte er Leichtbau-Typen wie Hornisse, Skorpion, Biene oder Wespe und - erkannte die Gefahren.

Nach seinem konsequenten Ausstieg aus der Entwicklungsarbeit bezeichnete Ted B. Taylor sich selbst seit Mitte der sechziger Jahre als »nuclear dropout«; eindringlich warnte er: »Früher oder später wird eine Terroristengruppe oder ein Psychopath eine Nuklearwaffe bauen«.

Bei der Defense Atomic Support Agency übernahm er die Verantwortung für das Nuklearpotential der USA, hielt Vorträge und schrieb Bücher über atomare Risiken und die Gefahren des nuklearen Terrorismus.

Ted B. Taylors ganzes Bestreben galt dem Ziel, »den Geist in die Flasche zurück zu stopfen«.

Kurt ist eingeliefert worden - Nervenzusammenbruch.

»Sie haben ihn auf den Venusberg gebracht, zur Uniklinik, da liegt er auf der Neurologischen.« Die arme Frau Lehnbach klang am Telefon völlig aufgelöst. Kurt lässt mir ausrichten, ich solle bitte zu seiner Wohnung fahren, die Aktentasche holen und seinen Weltempfänger mit in die Klinik bringen. Den Wohnungsschlüssel hat Frau Lehnbach.

Es ist Dienstag, Marie hat Spätschicht. Wenn ich gleich losfahre, bin ich gegen halb drei bei Kurt. Ich hasse es, bei Glatteis mit dem Auto unterwegs zu sein; sie haben zwar gestreut, aber meine Reifen sind nicht die besten. Trotzdem muss man ja hin, wenn das Bruderherz seelisch kollabiert. Und das mit seinen vierunddreißig Jahren! In den letzten Monaten hat er abgebaut; Vater meinte: »Unser Kurt hängt irgendwie schlimm daneben. Was hat der Junge bloß?«

»Er ist einfach überlastet«, hatte ich gesagt. »Der Job in der Uni, dann die Verantwortung im Institut und dazu noch die vielen Wochenendreisen! Der hat doch nie ein ruhiges Wochenende!«

»Ja«, sagte Mutter, »ich weiß auch nicht, wie der Junge das schaffen soll. Das nimmt noch ein schlimmes Ende.«

Kurt wohnt auf der Goetheallee am Bahnhof Beuel. Obwohl er als Wissenschaftler ein gutes Gehalt hat und sich seit langem ein eigenes Appartement hätte leisten können, konnte er sich nicht entschließen, die ewige Studentenbude aufzugeben; er hat sie nach seinem Examen nicht mal reno-

viert; der ist einfach im alten Trott geblieben: keine feste Frau, immer nur seine Physik. All die Jahre ging er zu Fuß oder fuhr mit dem Rad oder der Bahn über die Kennedybrücke zur Uni, als Student genauso wie als Assistent und später dann als Dozent; auch als Abteilungsleiter im Institut für Kernphysik ist er der Goetheallee treu geblieben. Aber mit Geld hatte das nichts zu tun; einige meiner teuersten Bücher hat Kurt für mich bezahlt. Als ich 1969 in Bonn mit dem Studium anfang, sah seine Wohnung genauso aus wie bei meinem ersten Examen; ob ich mein Verlagsvoluntariat ableistete, meine erste Stelle als Lektor in Köln antrat oder wie jetzt meine Dienste freiberuflich anbiete -: Kurts Bude blieb sich immer gleich. Für sich selbst gibt er kaum etwas aus, aber mir gegenüber hat er sich in keiner Weise lumpen lassen. Also bin ich – und nicht nur aus Dankbarkeit – gleich los, um ihm die Sachen aus der Goetheallee in die Klinik zu bringen. Bei all der Aufregung hat Frau Lehnbach bestimmt nur die paar Dinge zusammengesucht, die er unbedingt da braucht auf der Neurologischen. Obwohl sie im selben Haus zur Miete wohnt wie Kurt, spielt Frau Lehnbach seine Haushälterin; sie wäscht ihm auch alles. Kurt betätigt sich dafür als freundlicher Zuhörer, wenn er Zeit hat; jedenfalls kann sie ihm all ihre Sorgen erzählen. Er nimmt die Menschen ernst; das hat er von Mutter. Im letzten halben Jahr hatte er aber nicht mehr viel Zeit für Frau Lehnbach - eine liebe Person.

Unsere Mutter kümmert sich auch immer um alle, die Kummer haben. Wieder und wieder hat sie mich damals, als man intellektuell noch im absoluten Freiflug studieren durfte, ermahnt: »Junge, wenn du die Philosophie im Kopf hast, dann vergiss dabei die Leute nicht! Die Leute, Peter, die

haben ihre Sorgen und müssen ihr Leben meistern.«

»Aber Mutter! Was denkst du denn von mir?«, so hatte ich dann immer meinen Part zu spielen. »Ich vergesse doch die Leute nicht!« Aber manchmal, ehrlich gesagt, hat man sie ja doch vergessen. Das ging mir so, und das ging auch Kurt so. Plötzlich hat dich die Wissenschaft gepackt, du suchst irgendwas Objektivierbares, was Allgemeines, irgendwelche Gesetze, Prinzipien, Axiome. Dabei geht dann der Sinn fürs Alltägliche verloren, du siehst auf einmal nicht mehr Herrn Meier von nebenan, sondern »ein überaus komplexes biologisches System, das in je spezifischer Art um seine Existenz ringt«.

Mutter erinnert uns immer wieder auch an uns selbst. Als wir letzten Sonntag ihren Geburtstag feierten, nahm sie mich abends beiseite und meinte: »Junge, wie siehst du wieder aus! Hast ja ein ganz käsiges Gesicht, Peter, so blass bist du! Ich meine, da lohnt sich die ganze Kulturarbeit nicht! Und schau, der Kurt, der ist auch kein Vorbild! Wie ein Gespenst kommt er daher, er wird uns noch krank! Und so kommt ihr zu Mutters Geburtstag.«

Sie ahnt voraus, wenn irgendwas mit ihren Jungs nicht in Ordnung ist. Sie hat da so eine Gabe. Auch wenn Vater nicht ganz wohlauf ist, merkt sie es sofort: »Hans, was ist denn nur? Du sagst wieder kein Wort! Du versteckst dich wieder hinter deinem Kaufmannsgesicht.«

Vater ist einer von diesen unbestechlichen Finanzbuchhaltern, aber er wird bald pensioniert; ich glaube, er wird gar nicht fertig damit. Irgendwie haben wir drei Männer etwas vom selben Fimmel: in die Arbeit gestürzt und alle Welt ringsum vergessen! Wenn es Mutter nicht gäbe, könnte es gut

sein, dass Vater, Kurt und ich vor lauter Arbeitssucht schon ganz vergessen hätten, wie man lebt. – Nun ist unser Kurt ja schon soweit, obwohl unsere Mutter aufpasst! Sicher ist sie schon bei ihm in der Klinik, wenn ich komme. Mit ihren achtundfünfzig Jahren ist sie voller Elan und so lebhaft, als wäre sie gerade mal vierzig. Und wenn dann irgendwas mit ›ihren Männern‹ nicht stimmt, regt sich unwillkürlich ihre Intuition, eine Sensibilität, tiefgründig, wie ich sie bis heute nur bei meiner Marie gefunden habe, und bei sonst keinem.

Mutter kann in solchen Momenten all ihre Bewertungsinstanzen, Prinzipien, Normen, Maximen komplett über Bord werfen. Sie hat die Gabe, sich rückhaltlos einzulassen. Dann will sie nur erfahren, was wir fühlen; und kein einziges Urteil fällt sie dabei.

Ich hatte einmal, als ich klein war, meinem Freund Wilfried das schöne neue Bakelit-Auto gestohlen, einen olivgrünen Wiking-Jeep. Darauf war Wilfried besonders stolz, und ich fand das Teil dermaßen begehrenswert, dass ich es einfach in die Tasche steckte und fest mit den Fingern umschloss, bloß, um das Auto zu fühlen. Natürlich fand Mutter sofort heraus, dass ich ein schlechtes Gewissen hatte; sie spürte meine Leidenschaft für das sagenhafte Ding wie auch meine Angst davor, als Dieb entlarvt zu werden. Mutter hatte einfach nur beobachtet, mit welcher inneren Glut und Begeisterung ich den Jeep über die Tischdecke schob. Ich hatte darauf gehofft, Ma würde gar nicht merken, dass die neue Errungenschaft gar nicht mir gehörte; ich dachte, Mutter könne unmöglich meine Autos auseinander halten. Ich hatte ja vier oder sogar fünf davon, ganz verschiedene Automodelle.

Natürlich war Mutter sofort klar, dass dieses Ding, das ich so festhielt, genau der Herzens-Jeep sein musste, um den Wilfried so leidvoll trauerte. Als Mutter dann anderntags sagte: »Ich glaube, der Peter hat deinen Jeep so prima gefunden, dass er ihn, ohne es zu merken, mitgenommen hat«, da wusste ich, dass sie wusste, ich hatte ihn gestohlen.

Dann gab sie dem Wilfried sein herrliches Allrad-Nutzfahrzeug zurück und drückte mir zwei Mark fünfzig in die Hand: »So, dann geht ihr jetzt beide zu Frau Rührig und kauft noch so einen schönen Jeep. Dann habt ihr beide einen.« Ich weiß nicht, wie selig ich war!

Erst am Abend, als ich im Bett lag, hat sie gesagt: »Und dann wirst du auch niemandem mehr etwas wegnehmen. Jeder hat etwas Bestimmtes gern. Und das kannst du ihm nicht wegnehmen, ohne ihm weh zu tun.« Es war nicht das einzige Mal, dass Mutter mich vor anderen und vor mir selbst so in Schutz nahm. Ich rechne es ihr noch heute hoch an, und ich habe ihr immer vertraut. Auch Kurt konnte die wichtigen Dinge mit Mutter besprechen, ihr anvertrauen. Aber plötzlich wandelte sich das, da kam er auf einmal zu mir und meinte, er könne jetzt praktisch nichts mehr offen erzählen. Er sagte: »Jetzt ist alles im Eimer, die ganze schöne Vertrautheit.« Er meinte, Mutter habe einfach nicht die Kraft, ›das‹ zu bewältigen. Worum es sich dabei handelt, weiß ich selbst nicht; ich weiß aber, dass Kurt etwas hat, das er keinem Menschen mehr mitteilen kann, und wenn er es Mutter schon nicht mehr anvertraut, dann keinem. Sie ahnt schon länger, dass Kurt da irgendwas hat, und ist seitdem zutiefst alarmiert.

Mit Vater haben wir nie so gesprochen. Ihn haben wir

immer als unseresgleichen erachtet, ein bisschen älter bloß. Mit Vater kann man allen möglichen Unfug machen. Du kannst Pferde mit ihm stehlen, aber ernsthaft mit ihm reden kannst du nicht. Er ist, glaube ich, unfähig, dem Sprechen zu glauben. Das scheint aus der Zeit im Krieg zu kommen. Was er macht, hat immer den Charakter des Handelns. Er handelt mit Dingen. Mit sich selbst hat er ›nichts am Hut‹, und allen ›inneren Angelegenheiten‹ geht er aus dem Weg, davon verspricht er sich nichts. Ich glaube, er glaubt, wenn er ernsthaft spricht, dann bricht er irgendein Versprechen. Er lacht dann lieber und feixt herum oder redet über ›objektive Angelegenheiten‹, er plant etwas, macht etwas, berechnet alles, sorgt für etwas.

Immer wenn es um ›etwas Inneres‹ geht, streikt er sichtlich; dann lenkt er ab oder wendet sich anderem zu. Das kann er auch gut machen, weil ja Mutter ›für das Ernste im Leben‹ da ist, in diesen Dingen verlässt er sich ganz auf sie, schon seit ihrer Verlobung. Sicher steht er nachher ziemlich hilflos bei Kurt am Bett und klagt über irgendwas ›Objektives‹, zum Beispiel, dass es eine Schande ist, wie die Krankenzimmer aussehen: so kalt, so sachlich, so klinisch! Bestimmt ist er dann ganz aus dem Häuschen, wenn er sieht, dass ich Kurts Weltempfänger mitbringe. »Jawoll! Junge! Eine gute Idee, das Radio. Da hat er doch was Abwechslung.« So ist Vater.

Mutter wird dann nur still dasitzen und nachfühlen, wie das wohl ist, wenn man so einen Nervenkollaps hat und dann in dieser schrecklichen Neurologie liegen muss. Dann grübelt sie, ›was sie Gutes für den Jungen tun kann‹.

Ich ahne schon, dass es eine schlimme Sache wird. Kurt wird unfähig sein zu erzählen, wie das Ganze gekommen ist.

Da wird er herumdrucksen und mit der Sprache nicht herauswollen. Einer Seele von Mensch wie Mutter darf man ›solche Dinge‹ doch einfach nicht zumuten. Übersensibel kann er sich nicht vorstellen, dass Mutter ›das‹ verkraftet.

Ich weiß selber nicht, worum es sich handelt, wenn er von ›dieser Sache‹ spricht, aber ich weiß, dass es schon eine schlimme Sache sein muss, wenn er auch mir gegenüber schon etliche Monate lang nur solche Andeutungen macht. Als ›kleiner Bruder‹ hatte ich nie tieferen Einblick in seine beruflichen Angelegenheiten, aber irgendwie, das ahne ich, hängt seine ganze Misere mit seiner Arbeit als Kernphysiker zusammen. Und die Politik scheint auch eine gewisse Rolle zu spielen. Seit einigen Monaten reist Kurt öfter nach Berlin; da trifft er sich – meist an verlängerten Wochenenden – mit Bernd, dem Soziologiedozenten an der Freien Universität; für die Treffen steht Kurt eines der Gästezimmer in Bernds Riesenwohnung in Charlottenburg zur Verfügung. Bernd ist einer der führenden Vordenker der ›Berliner Gruppe‹; von dessen Reformideen war Kurt schon immer angetan, und ich glaube, er ist es noch heute. Jedenfalls pflegt er intensive Kontakte mit den ›Berliner Leuten‹, und mir gegenüber spricht er seit langem von meinem ›Philosophischen Konservatismus‹. Wieso ich statt Marx, Engels, Lenin und Mao, Leute zitiere wie Platon, Augustinus, Thomas von Aquin, Nikolaus von Kues, Pascal, Kant, Jaspers und die Phänomenologen – das will ihm einfach nicht in den Kopf.

»Du bist aus einer ganz anderen Generation, Brüderchen«, sagt er immer, »aber zum Umfallen treuherzig, das gebe ich zu.« Ich bin, scheint, tatsächlich unfähig, so richtig aktiv zu sein, politisch. Ich bin eher so ein Künstler und

Entdecker, einer, der sucht und erfindet und seinen Wachträumen nachhängt. Aber keiner, der direkt, an Ort und Stelle, außer vielleicht im seelischen Bereich, etwas verändern könnte. Ich hasse Parolen: da steckt für mich zuwenig Wahrheit drin und zuviel Suggestion. Da fühle ich, scheint mir, ähnlich wie unser Vater. Natürlich ist auch Kurt nicht per se zum Agitator geboren, aber er hat doch auf seine Art ernstzunehmende autoritäre Züge, glaube ich. Er meint: »Seit es die Physik gibt, beeinflusst sie direkt und materialiter vom Schreibtisch aus die Umwelt.« Er sei zwar kein Techniker, aber er liefere der Technik ihre Materialgrundlagen. Durch Leute wie ihn könnten wir Kernenergie gewinnen, zielgenau Raketen abschießen und ozeanweit Schiffe atomar vorwärts-treiben. Durch die Physik werde die gesamte Weltpolitik unmittelbar beeinflusst: Das Gleichgewicht des Schreckens, also im Grunde unser augenblicklicher Waffenstillstand, sei der theoretischen Leistung von Naturwissenschaftlern zu verdanken, die den Technikern geeignete Mittel und Verfahren zur Verfügung stellten. Aber er ich denke, er weiß auch, dass die eher philosophischen Disziplinen und vielleicht auch die Psychologie, wenn sie sich nicht gerade ausschließlich mit Reklamefragen befasst, soziokulturell so wichtig für das Fortbestehen der Menschheit sind wie die unmittelbar Natur beherrschenden Fächer.

»Weil uns alles zu entgleiten droht«, resümierte er, nachdem wir uns wieder einmal eine ganze Nacht lang mit Folgenabschätzung der Natureroberung und Ressourcenausbeutung befasst hatten. Dass ich Kurt aber dann doch nie ganz überzeugen konnte, höre ich, wenn er darauf beharrt: »Es gibt überhaupt nichts Wichtigeres als den politischen

Widerstand!«

Ich habe so meine eigene Theorie in Bezug auf Kurts und meinen Charakter. Er scheint von den Eltern gleiche Anteile mit in die Wiege bekommen zu haben. Er schwankt zwischen den Vorstellungen: ›Man muss was machen, und wirklich handeln kann nur Machtpolitik‹ und der Einsicht: ›Man muss gründlicher nachdenken‹.

Ich dagegen laufe schon von Natur aus introspektiv durch die Welt: ›Man muss die Welt, wie sie zu sein scheint, wahrnehmen und überprüfen‹ beziehungsweise: ›Man muss die Welt erfinden, wie sie sein könnte‹ und ›Überhaupt: Könnte nicht alles ganz anders sein?‹ Wahrscheinlich bin ich der geborene Zuschauer meiner selbst. Mich hat schon immer interessiert zu verstehen, wie und warum ich etwas genauso sehe, wie ich es sehe.

Von der Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung hat Kurt nur den undankbareren Teil mitbekommen: er denkt nur dann an sich, wenn er plötzlich spürt, dass irgendwas nicht mit ihm stimmt oder wenn er krank zu werden droht. Geht es ihm gut, befasst er sich wie Vater nur mit seinen Projekten, Plänen, Theorien und Objekten. Geht es ihm aber schlecht, braucht er einen anderen Menschen, der sich wie ich mit all dem befasst, was man als ›das Innere‹ auch zum Gegenstand des Philosophierens machen kann.

Früher ging er öfter zu Mutter. Seit er ihr ›dieses‹ aber nicht mehr sagen kann, kommt er zu mir, um mir zu sagen, dass er weder ihr noch mir ›das alles‹ sagen kann.

Ich bin sicher, da kommt jetzt wieder so was auf mich zu. Einen Nervenzusammenbruch hat er gehabt! Sicher hat er einen echten Grund, Monate lang mit einem Wissen herum-

zulaufen, das er Mutter nicht sagen kann und mir nur als Faktum. Es wird ihn zermürbt haben.

Jedes Mal wenn er sich nicht in Ordnung fühlt, reagiert er auch körperlich übersensibel. Hat er ein schlechtes Gewissen – schon wird ihm übel, schon kriegt er Magenschmerzen. Oder anders: ist er erkältet, fällt er sofort aus der gewohnten Rolle des scharfsinnigen Naturwissenschaftlers; dann kann er sich nicht konzentrieren; es zieht ihn geistig herab, und er ist dann vollkommen hilflos. Er hat eben leider nie gelernt, sich in seinen besten, seinen gesunden Zeiten zu beobachten. Der leiseste Zweifel macht ihn physisch und psychisch krank. Kurz vor seinem Rigorosum hatte er mal ein Mädchen, und er meinte, das gehöre ja nun mal dazu, dass er sie so liebt, wie das verlangt wird: kurz, heftig und ohne dauerhafte Bindung. Weil er aber plötzlich merkte, dass er gar nicht der Mensch dazu ist, bekam er Gewissensbisse. Hinzukam, dass sie ein Kind von ihm erwartete; das wollte sie wegmachen lassen. Die Adresse des Arztes hatte sie aus einem Studentinnenkreis, der sich um die Gleichberechtigung der Frau bemühte. Obwohl auch Kurt diese politische Emanzipation verfechtet, machte es ihn krank, dass er, wenn er es bedachte, auf seine Weise mitschuldig sein sollte. Aus seiner Sicht konnte man es glatt für Mord halten, wenn man das Kind ohne besonderen Grund abtrieb. Wochenlang hat er nichts mehr für die strenge mündliche Promotionsprüfung getan. Bis Mutter dann endlich seine Skrupel erkannt hatte: »Junge, du musst dich doch nicht für alles verantwortlich machen, was andere tun. Wenn Erika das Kind abgetrieben hat, war das aus ihrer Sicht vielleicht richtig. Du kannst nicht ins Herz eines Menschen sehen, und überhaupt darf der Mann der

Frau keinen Strick daraus drehen!«

Er hat die Beziehung zu Erika gelöst. Menschlich, fand ich, sauber, er hat ihr einfach gesagt, dass er so nicht mit ihr leben kann, er wirft ihr aber auch nichts vor. Danach hat er sich für drei Wochen ins Bett gelegt, bis er wieder kuriert war. Er konnte seine Promotion dann doch noch mit Auszeichnung über die Bühne bringen. Aber seit damals hat er nichts Ernstes mehr mit Frauen. Er konnte sich wieder mal, als er physisch in Ordnung war, nicht richtig ins Gleichgewicht bringen. »Es hätte ja mein Sohn sein können, oder meine Tochter, das Kind«, sagte er später mal abschließend zum Thema. Danach ging er den Problemen konsequent aus dem Weg und hat kaum mal ein innigeres Verhältnis zu sich selbst ausprobiert.

Mir gegenüber hat er sich gewunden und alles immer nur angedeutet. »Hör mal, Peter, ich weiß, dass du es verstehst, aber ich bin einfach nicht soweit, dass ich es sagen könnte; ich bin einfach nicht dazu in der Lage.« Da ließ ich ihn wieder in Ruhe.

Es scheint da auch äußere Anlässe zu geben, dass er es nicht sagen will: »Ich darf es auch nicht!«, behauptet er. »Da hängen noch ganz andere mit drin! Und alles ist mir entglitten, ich würde nichts mehr dran ändern!«

Ich fragte ihn: »Bist du irgendwie in Gefahr?«

Er sagte bloß: »Ja.«

Das war abends beim Abschied in Siegburg, als wir nach Mutters Geburtstagsfeier in unsere vorm Elternhaus geparkten Autos einstiegen und Kurt wieder nach Beuel fuhr und ich nach Königswinter zu Marie, die aber wegen des üblichen Wochenenddienstes im Altenheim noch nicht da war.

Unsere Eltern sind schon bei Kurt. Ich setze den R4 in die Lücke neben Vaters Käfer, klemme den himmelblauen Weltempfänger unter den Arm und nehme Kurts braune Aktentasche vom Sitz.

Es schneit; ich hasse Schneeflocken zwischen Nacken und Hemd und schlage den Jackenkragen hoch. Ich halte mich an die weißen Schilder, die in blutroten Lettern den Weg zu den einzelnen Kliniken zeigen: Neurologie.

Der Pförtner sieht mich kommen und drückt den Knopf, der mir automatisch den Flügel des Glasportals öffnet.

»Danke«, sage ich. »Mein Bruder braucht seine Tasche. Wissen Sie, auf welchem Zimmer er liegt? Kurt Fuchs. Er ist seit heute Morgen hier.«

Der Pförtner fährt kopfnickend mit dem Finger auf seiner Liste abwärts. »Ja«, sagt er, »Doktor Kurt Fuchs. Heute eingeliefert – Zweihundertfünfunddreißig, zweiter Stock. Nehmen Sie den Aufzug da.« Er zeigt auf die Milchglastür, die in die Vorhalle führt. »Direkt da rechts.«

»Nett, der Alte«, denke ich; solche Leute spannen einem ein Netz auf, und du kannst dich drauf verlassen, dass es nicht reißt.

Ich hasse Aufzüge! Erst ruckeln sie hinterhältig, dann schieben sie schleicherisch los, surrend, seicht, schneller, dann abbremsend, dass es einem übel werden kann! Und, klack,

blockierend, stehen sie stumm. Überhaupt kann ich Krankenhäuser nicht ausstehen: allein der Geruch!

Ich wende mich nach rechts und suche die Nummer 235. Als ich öffne, kommt Vater schon auf mich zu, mir das Radio und die Aktentasche abzunehmen.

»Danke«, sage ich und gebe Mutter einen Kuss auf die Wange.

Kurt liegt da wie tot, kreidebleich im Afrolook. Sie haben ihn an den Tropf gehängt. Ich setze mich zu ihm ans Bett und nehme Mutters Hand.

Mutter weint. Vater stellt den himmelblauen Weltempfänger auf den Nachttisch.

Kurt schläft. Er muss heute Morgen wild getobt haben in seiner Bude. Frau Lehnbach hat mir eben in Beuel berichtet, was für einen Amoklauf er veranstaltet hat. Sie bot mir auch etwas von ihrem Mittagessen an, aber davon hätte ich nichts herunter gekriegt. Ich setzte mich zu ihr und hörte, was sie gehört und gesehen hatte. Plötzlich sei Kurt in seinen zwei Zimmern herumgelaufen und habe fürchterlich geschrien: »Ich halt das nicht mehr aus! Das halt ich im Kopf nicht aus! Diese ... !« (Frau Lehnbach mochte das Schimpfwort nicht wiederholen). Dann sagte sie, sie habe gehört, wie er Porzellan an die Wand geworfen habe. Den Tisch hatte er auch umgeworfen. Sie ist eine brave Person; das hat sie sehr mitgenommen, dass Kurt sein gutes Geschirr zerschlug, und auch die Gläser! Obwohl sie schon aufgeräumt hatte, blitzten mir noch Splitter entgegen. Sein Kleiderschrank hat enorme Kratzer abbekommen, auch der Schrank im Arbeitszimmer. Der Teppich ist ruiniert. (Kurt hat wohl eine Flasche Rotwein zerschlagen). Auch einige Bücher hat er zerrissen, physikali-

sche Literatur. Immer wieder hatte er gebrüllt: »Das sind Unmenschen! Bestien sind das!«

Er war herumgelaufen und hatte die Möbel traktiert: Bücher – alle raus aus dem Regal! Einige schmiss er aus dem Fenster. Zum Glück sind sie nicht bis zur Straße gekommen; das Dach vor dem Mansardenfenster ist ziemlich flach, und sie blieben knapp vor der Dachrinne im Schnee stecken. Der Hausmeister hat sie nachher wieder reingeholt, sagte Frau Lehnbach. Sie war ganz betroffen, als sie es erzählte. Immer wieder beugte sie sich zu mir her und flüsterte: »Ihr Bruder ist krank.«

Als er dann noch angefangen hatte, auch im Treppenhaus zu toben, hatte sie schnell die Feuerwehr angerufen. Die hätten gefragt: »Ein Randalierer?« Sie habe gesagt: »Nein, er ist krank!« Es war ihr unheimlich gewesen. Und peinlich! Kurt hatte sie angestarrt und geschrien: »Unmenschen!«

Die Nachbarn von oben und unten hätten im Treppenhaus gestanden und gerufen: »Unverschämtheit! Das ist eine verdammte Unverschämtheit!« Die hätten das alles auf sich bezogen. »Dabei hat Ihr Bruder das ja ganz anders gemeint!«, sagte sie mitfühlend. »Aber das kommt daher, dass er so einen schwarzen Krauskopf hat. Die Leute glauben mir nicht, wenn ich sage, der Herr Fuchs, das ist ein Doktor.« Sie war ganz aus ihrer Bahn geworfen.

»Und dann haben sie ihn abgeholt?«, fragte ich.

»Ja«, sagte sie tief betrübt. »Mit dem roten Krankenwagen! – »Ein Amokläufer!«, hat einer der Sanitäter gesagt. »Na ja, den muss man in Sicherheit bringen!« «

Kurt habe sich dann auch nicht gewehrt. Danach hatte sie »ein bisschen was« bei ihm aufgeräumt. Ich dankte ihr.

Mutter seufzt still vor sich hin, und Vater stiert starr in Kurts grünblasses Gesicht. Wie oft hat er die Leute mäkeln hören, der soll doch endlich mal zum Frisör gehen die krause Mähne schneiden lassen!

Kurt rührt sich nicht. Aus der Ampulle laufen einzelne Tropfen durch den Schlauch zur Kanüle in seinem linken Handrücken. Irgendwas zur Beruhigung, denk ich mir. Ich muss mit dem Arzt sprechen.

»Habt ihr schon mit dem Doktor gesprochen?«, frage ich Mutter leise. Sie schüttelt nur den Kopf, und Vater sagt: »Der hat sich noch nicht blicken lassen.«

»Die Schwester meint, Kurt hat einen Schock«, sagt Mutter und tupft mit dem weißen Taschentuch die Tränen von der Wange. »Irgendwas muss ihn furchtbar aufgeregt haben!«, flüstert sie.

»Ja«, sage ich.

»Aber er hat ja auch kein einziges Wort mehr gesagt«, wispert sie und klammert sich an das feuchte Tuch. Es ist das erste Mal, dass ich sie so niedergeschlagen sehe. »Oder hat er dir etwas gesagt?«, fragt sie und sieht mich erwartungsvoll an.

»Nein«, sage ich leise, und ich weiß, dass sie merkt, ich schwinde. Sie hat das im Blick.

»Irgendwas hat er dir doch verraten?! Ich weiß, dass er nur noch mit dir spricht.« Traurig schaut sie in Kurts schlafendes krankes Gesicht. Sie tut mir leid.

»Nein, wirklich. Ich weiß nichts Genaues! Ich weiß nur, dass da etwas ist! Ehrlich, Mutter, ich weiß jetzt nicht mehr als du!« (Ich kann ihr doch nicht sagen, dass Kurt sich in

Gefahr fühlt?) – Sie möchte mir glauben und beruhigt sich.

»Hast du von Frau Lehnbach erfahren können, wie das heute war mit Kurt?«, fragt sie flüsternd und forscht mit ängstlicher Erwartung nach der Wahrheit in meinen Augen.

»Ja«, sage ich, indem ich mich flüchtig vergewissere, dass Kurt auch wirklich schläft. »Sie hat mir erzählt, dass er furchtbar wütend war über irgendetwas. Dann muss er wohl zusammengebrochen sein. Dann hat sie den Krankenwagen gerufen, weil sie ja sah, dass Kurt krank war. Die sind dann gekommen und haben ihn ins Krankenhaus gebracht. Das war alles recht harmlos«, lüge ich. (Sie wird das sowieso von Frau Lehnbach erfahren, wie es wirklich war. Aber das muss ja nicht alles heute sein).

»Das geht immer alles sehr schnell und reibungslos«, sagt Vater, der auf dem Holzstuhl am Fußende des Bettes sitzt.

»Du brauchst mich nicht zu schonen«, sagt Mutter, und dabei guckt sie zuerst mich an, dann Vater. »Ich bin mit der Wahrheit immer noch am besten gefahren«, sagt sie und richtet sich auf; jetzt ist sie wieder die alte: stolz und einfühlsam in einem. Ihr kannst du nichts vormachen.

»Ich seh mal nach dem Arzt«, sage ich und verlasse leise Kurts Zimmer. Es ist gut, dass sie ihm so ein Einzelzimmerchen gegeben haben, da hat Kurt seine Ruhe.

Unterwegs treffe ich die Schwester, eine hübsche, nicht allzu schlanke Frau im weißen Kittel. »Wo ist der Arzt?«, frage ich. »Kann ich ihn sprechen? – Bitte, Schwester.«

Sie sieht mich einen Moment lang an, guckt in die Richtung, wo sich Kurts Zimmer befindet, und entschließt sich zu sagen: »Ja. Ich seh mal. Sie sind sein Bruder?« Ich bestätige kopfnickend. Sie hat ein gutmütiges Gesicht.

Sie eilt in ihr Stationszimmerchen, nimmt den Telefonhörer auf, wählt eine Ziffer und spricht mit dem ›Herrn Doktor‹. Die Tür hat sie einen Spalt aufgelassen, und ich höre, wie sie sagt: »Es geht um den Patienten Doktor Fuchs. Sein Bruder möchte Sie sprechen. – Gut? Ja, dann kommt der junge Mann gleich rüber, Herr Doktor.«

Sie lässt den Hörer zurückfallen und kommt wieder heraus: »Sie können zu ihm, »dritte Tür rechts.«

»Danke«, sage ich.

Mit wippendem braunen Haar huscht sie durch den Korridor ans andere Ende zur Küche; da klappert jemand mit Geschirr.

Das Transparentschild an der Tür des Arztes sagt mir nur: ›Dr. Dietrich Burger‹. Ist er Neurologe? Psychiater?

Ich klopfe an und öffne die Tür. Er kommt mir schon lächelnd entgegen und sagt: »Guten Tag, Herr Fuchs.« Er ist an die Sechzig, trägt eine graue Wollstrickjacke.

»Guten Tag, Dr. Burger«, sage ich, »schön, dass Sie Zeit für mich haben.« Er reicht mir die Hand. »Sie sehen sich ziemlich ähnlich«. Er lächelt. »Ein wenig jünger«, meint er und bietet mir einen angenehm gepolsterten Sessel an.

»Ich habe Ihrem Bruder heute Morgen nur noch erlaubt, kurz zu Hause anzurufen. Dann musste er sich sofort hinlegen und ruhen. Der Arme war ja ganz aus der Fassung geraten! Aber die ersten Stunden hier bei uns hat er bestens überstanden. Er wird sich wieder erholen, Herr Fuchs. Lediglich Ruhe braucht er momentan. – Schläft er jetzt?«

»Ja« sage ich.

»Das macht die Infusion«, sagt er, »die durchdringt sein ganzes Nervenkorsett. Irgendwie steht Ihr Bruder unter

starker Anspannung, nicht wahr?«

»Ich glaube ja«, sage ich. »Er hat wohl auch Angst.«

»Fühlt er sich bedroht?«, fragt der Arzt, setzt die Lesebrille auf und zieht den Anamnesebogen näher heran. Hinter seinem Schreibtisch sieht er aus wie ein gemütlicher Wissenschaftler, etwas abseits steht tatsächlich ein gut bestückter Pfeifenständer auf dem Tisch. Aber es stinkt hier nicht nach Tabak.

»Ja, bedroht fühlt er sich«, sage ich nachdenklich. »Kurt hat Angst vor irgendetwas, das er nicht sagen kann.«

Der Doktor wirkt sympathisch, als er die Stirn in Falten legt; sein Haar leuchtet weißgrau, und weil es etwas länger ist, wirkt sein Kopf größer.

»Das müssen Sie mir genauer erklären, Herr Fuchs«, sagt er und guckt mir lange direkt in die Augen. Ich mag das, wenn Leute einem standhalten, wenn man sie ansieht.

Ich gucke genauso zurück und sage: »Sie meinen, ich soll genauer sagen, ob es sich meiner Meinung nach um Angst vor etwas Bestimmtem handelt?«

»Ja, genau!«, sagt er und zieht dabei die letzte Silbe etwas lang. »Oder ist es eine irgendwie undefinierbare Angst?«

»Es ist etwas ganz Bestimmtes, Herr Doktor«, sage ich. »Aber ich weiß nicht, was. Ich weiß nur das Faktum.«

Er lächelt jetzt wieder. »Das ist besser, als wenn es nur so eine unterschwellige und eigentlich ziellose Angst vor etwas ganz Unbestimmtem wäre«, sagt er.

Ich ahne schon, warum, und frage deshalb nicht nach; es könnte pathologisch sein, wenn es eine ziellose Angst wäre.

»Jedenfalls werden wir ihn in therapeutische Obhut nehmen«, sagt Burger. »Wir brauchen eine gründliche Diagnose.

Mit der Psyche darf man nicht leichtfertig umgehen.« Er sagt das mehr in sich hinein, wie einen tausendfach wiederholten Lehrsatz.

»Ja«, sage ich.

Vielleicht durch mein ›Ja‹ ermuntert, vielleicht aber auch, weil er in mir einen aufmerksamen Zuhörer erkennt, sagt er: »Was meinen Sie, Herr Fuchs, wie viele Leute seelisch krank sind, in unserer Gesellschaft?« Er sieht mich gespannt an.

Ich lasse mir Zeit mit der Antwort und zucke nur mit den Schultern. »Viele«, sage ich.

»Ja, Herr Fuchs. Viel zu viele! Der Zeitgeist macht die Leute kaputt!« Er zeigt ein ehrlich betrübtetes Gesicht. – »Sie haben studiert?« Er fragt das nicht nur rhetorisch, da bin ich sicher, er baut auf Erfahrung im Umgang mit Menschen.

»Ja«, sage ich, »Philosophie; zur Zeit arbeite ich als Lektor, freiberuflich, für ethische Verlagsprogramme.«

»Dann haben Sie sicher eine Vorstellung von der Zeit-Krankheit«, sagt er. »Kennen Sie Kierkegaard?«

»Ja«, sage ich, »Sören Kierkegaard, der dänische Existenz-philosoph.«

»Was dieser Mann über die Verzweiflung geschrieben hat und über die Angst – das passt noch viel besser in unser Jahrhundert als in seins!« Das sagt er allen Ernstes; erkenne ich doch einen Anflug seiner eigenen Verzweiflung angesichts seines Berufsthemas. »Sie müssten sich das mal angucken, wer alles hier eingeliefert wird! Männer, Frauen, jung und alt, Akademiker, Arbeiter, Hausfrauen, Studenten, Oberschicht, Bürgertum, Ghetto. Die sind alle krank, weil sie verzweifeln; auf irgendeine Weise verzweifeln sie alle. Der eine hat Angst vor dem eigenen Versagen, der andere traut

seinem Körper nichts mehr zu und glaubt, er ist ein Wrack. Der nächste kann keinem Menschen mehr trauen, weil er sich selbst nicht traut. Wieder ein anderer wird krank, weil er keine Ideale mehr hat, ein anderer setzt sich zu hohe und absolut unerreichbare Ziele. – Viele leiden unter einem total verkehrten Selbstbild: der eine schätzt sich zu hoch ein und versagt dann tatsächlich. Viele Frauen schätzen sich zu gering ein und merken nicht, dass sie Herausragendes leisten. – Manch ein Mensch verfolgt eine Utopie und besteht auf Unerfüllbarem. – Was verstehen Sie unter Utopie?«

»Ein Niemandsland«, sage ich. »Aber wir brauchen Utopien! Gerade lektoriere ich eine Publikation zum Thema ›die neuen Werte des ökosozialen Solidarismus.«

»Utopien sind nötig, ja«, sagt er, »das stimmt! Man sollte sich aber im Klaren sein, dass man auf Utopien nur zustreben kann! Man muss die Spannung ertragen! Man kann dem utopischen Ziel näher kommen, aber man kann die Utopie nicht perfekt machen. Ertragen lässt sich der riesige Spannungsbogen nur, wenn man den guten Sinn darin erkannt hat, dass die Utopie realistischerweise weder einholbar sein kann noch verfügbar werden darf!«

»Da könnte leicht jemand glauben, er werde um sein Glück gebracht«, sage ich.

»Ja, ja. Und das passiert auch«, sagt er. »Vollkommen berechtigt, Ihr Einwand!«

»Wenn sich ein Mensch etwa vorstellt, er muss, damit er erfolgreich seines Glückes Schmied wird, nur immer schön fleißig sein, gesund bleiben und recht alt werden, so dass er am Ende seines Lebens im Kreise seiner Lieben – Partner, Kinder und Enkel – glücklich seine Tage genießen und

vielleicht noch einige Reisen unternehmen kann, dann ist diese Vorstellung ja eigentlich ein ganz legitimer Traum, für den sich zu leben lohnt«, sage ich.

»Ja, sicher«, bestätigt Dr. Burger kopfnickend, »aber unglücklich und krank werden solche Menschen, wenn sie ungenügend darauf vorbereitet sind, was ihnen alles in unserer Gesellschaft jederzeit passieren kann: der Mann wird untreu, geht fremd; die Frau läuft weg; der eine hintergeht den anderen, oder einer wird krank, jemand verunglückt schwer oder gar tödlich; man verliert die Arbeitsstelle, das Geld reicht nicht, der Erfolg bleibt aus; die Kinder wollen nichts mehr von einem wissen – ja, da zerschellt der Lebensmut.«

»Die Leute verzweifeln«, sage ich.

»Aber eigentlich könnten die Menschen von Natur aus spüren, dass eine solche gesellschaftliche Realität inhuman ist! Sie könnten sehr wohl wahrnehmen, dass modernes Leben in allen Belangen maßlos ist, zu kurz, obwohl die Leute immer älter werden. Unsere Zeit lässt zuwenig Zeit zum Leben – und es geht in Wirklichkeit nicht nur um Stunden! Es geht um tieferes Erleben. Eine einzige Minute Abenteuer, echtes, ist länger als vier Wochen Langeweile! Der Zeitgeist heute produziert die perfekte Langeweile. Auch da hat Kierkegaard recht. Kommt der Mensch einmal zur Ruhe, fürchtet er sich vor der Leere, vor dem Nichts, vor der Langeweile, deshalb will er sie so schnell wie möglich durch irgendein Arrangement von Vergnügungen loswerden, und das nutzt ja auch die Freizeitindustrie. Aber das ist ein gefährlicher Denkfehler! Nicht ein mögliches Vergnügen vertreibt die Langeweile sozusagen von außen her, sondern

der Mensch, der wirkliche Freude am Leben hat, von innen her, aber die meisten Menschen können sich eben auch nicht wirklich vergnügen. Die lassen sich einfach leiten oder überumpeln. So was hat dann pathologische Folgen.«

»Die Leute müssten lernen, nur das als richtig zu wählen, was sie selbst als wertvoll spüren«, sage ich.

»Eben« sagt er. »Aber, wissen Sie, Herr Fuchs, es ist wirklich mühsam, den Menschen wieder nahe zu bringen, dass sie überhaupt etwas wertschätzen können! Verstehen Sie das recht, die Menschen haben gelernt zu funktionieren. Sie setzen alles daran, nur ja nicht aus der Rolle zu fallen. Sie haben Angst, jemand Wichtiges könne sie als funktionsuntüchtig beurteilen. Und unsere Zeit macht das ja auch mit einer Brutalität, die unbeschreiblich ist! Wer Schwäche zeigt, fliegt raus, wer nicht ewig jung bleibt, ist nicht mehr zu gebrauchen, wer zweimal nachfragt, gilt als dement oder unwillig, wer langsamer wird, wird abgehängt! Wer krank ist, wird verachtet! Und wer einmal als unfähig beurteilt ist, stürzt ab und wird seinen Platz nicht mehr wiedersehen! Das ist ein Teufelskreis, den keiner durchbricht. Statt sich einer Realität der Endlichkeit menschlich anzupassen, wird jeder darauf festgelegt, eine immense Funktionsfähigkeit vorzugaukeln, auch wenn er sie gar nicht hat und auch nie haben kann. Das fängt schon in der frühen Kindheit an. ›Unser Sohn kann schon laufen!‹ – ›Unsere Tochter spricht schon‹ – ›Und kann sie denn auch schon Englisch?‹ – ›Ach nein? Unser Junge wächst aber bilingual auf. Da kommt ein Leistungsdruck ins Spiel, der die wünschenswerten Kulturfertigkeiten ihrer natürlichen Entwicklungsvoraussetzungen beraubt. Das steigert sich von Lernstufe zu Lernstufe: Test,

Prüfung, Persönlichkeitsprofil! Alles nur, um unter den Regeln erfolgreicher Funktionstrainings immer profitabler zu werden. Wer kann da noch stark genug sein, um etwas vollkommen Anderes zu wollen?»

»Ich schätze, Sie denken dabei an die Leute, die sich bewusst dazu entscheiden, kleinere Brötchen zu backen«, sage ich. »Menschen, die sich mit dem zufrieden geben, was sie, ohne sich zu verbiegen, erreichen können?«

»Ja«, sagt er. »Aber kaum jemand hat gelernt, etwas Eigenes wirklich zu wollen! Die meisten unterwerfen sich dem allgemeinen Drill und lassen sich fremdsteuern. Aber sie bleiben letztlich allein damit. Dann lässt man sie schon gleich beim ersten auffälligen Fehler fallen! Das schafft dann eine Verzweiflung, aus der viele nicht mehr herausfinden. Sie werden krank.«

»Da kann nur mehr Freiheit helfen«, sage ich und muss grinsen, weil das ja utopisch ist.

»Ja«, sagt er. »Ich meine Entscheidungsfreiheit, Bewegungsfreiheit, Richtungsfreiheit, Versammlungsfreiheit, Freiheit der Wahl und Freiheit der eigenen Wertung! Ich sage nicht, dass es rücksichtslose Freiheit für asoziale Individuen geben muss, wie es im Management gefordert ist. Aber ich glaube fest daran, es könnte eine stetige Annäherung an das persönliche Potential der Menschen geben, man könnte ihre Kräfte fördern, die ihren eignen Willen zum Handeln und Verändern stärken, ihre Lust auf gemeinschaftliche Kultur-entwicklung motivieren und belohnen. Zwar bringt dieses Lernen auch ein gewisses Maß an Spannung mit sich, auf gar keinen Fall aber Langeweile! Die Leute würden lernen, sich als Initiatoren eines Systems zu verstehen. Und nicht als Räd-

chen im Getriebe! Verstehen Sie mich recht, es geht mir darum, dass der Einzelne fähig wird, aus eigener Kraft, eigenem Mut, eigener Verantwortung und Entscheidung heraus sozial zu sein. Sozial wertvoll und wirksam sein heißt leben-wollen, leben-können, lebenlassen-wollen und lebenlassen-können. Das sind Wortungetüme, aber als Philosoph werden Sie die nicht ganz so übel nehmen, nicht wahr.«

Er lacht, und ich lache auch.

»Also müssten die Leute fähig werden, zu sich selbst, so wie sie sind, ja zu sagen«, sage ich. »Auch im Widerstand zum Zeitgeist.«

»Ja«, sagt Burger. »Aber soll ich Ihnen was sagen? – Das geht alles nicht! Das ist unsere Utopie! Wir werden vielleicht fertig damit, ja. Aber wie soll ein Mann, wie soll eine Frau, wie sollen Kinder sich gegen ein System auflehnen, das sie selbst als eigentlich recht zufriedenstellend erleben? Sie wiederholen im Verstand ja nur das, was man ihnen so sagt: ›Was wollt ihr denn? Es ist doch alles ganz gut so! Oder etwa nicht? – Ja doch! prima! – Also, Leute, was wollt ihr?!‹ Sehen Sie, Herr Fuchs, das ist unsere Krux: Viele glauben an so eine verrückte Ideologie, an die Idee des spaßigen Lebens, das sie geschenkt kriegen von anderen, die es schön machen! – Aber unser Organismus, ich meine, unser beseelter Leib, der weiß das besser! Der innere Mensch weiß, er wird nach Strich und Faden betrogen! Die Leute erkennen: Alle Welt verlässt sich heute eher auf die ›Meinung‹, auf Versicherungsverträge, auf Rechtsnormen, auf alles Institutionelle eher, als auf die eigenen Empfindungen. Das ist schon pathologisch!«

»Und das betrifft jeden Zweiten?«, frage ich.

»Na ja, so ungefähr«, sagt er. »Man soll das Zahlenspiel

nicht übertreiben, aber es ist schon schlimm, wirklich. – Wir werden also Ihren Bruder in Obhut behalten. Und, bitte, Herr Fuchs, lassen Sie mich Genaueres wissen, wenn Sie selbst etwas erfahren! Ich nehme doch an, Sie vertragen sich gut mit Ihrem Bruder?»

»Ja«, bestätige ich gern, »wir verstehen uns! – Wird es denn wohl möglich sein, dass ich auch außerhalb der Besuchszeit zu ihm kann?»

»Das lässt sich einrichten, Herr Fuchs. Die Schwester gibt Herrn Trebel Bescheid, dem Mann unten an der Pforte. Dann wird niemand Sie aufhalten«, meint er lächelnd. »Und, wie gesagt, tun Sie mir den Gefallen«, sagt er etwas lauter, »und informieren Sie mich, sobald Ihr Bruder Ihnen etwas Genaueres mitteilt. – Das wird die Therapie abkürzen, Sie verstehen.«

Er erhebt sich vom Sessel und führt mich zur Türe. »Vor dem Abendessen seh ich mir den Patienten noch mal an. Es wird ihm dann schon viel besser gehen.«

Ich bin beruhigt. »Gut, Herr Doktor. Wenn Sie vielleicht meine Mutter sprechen wollen, sage ich es ihr. Sicher kann sie Ihnen Vieles sagen, was Sie wissen sollten.«

»Ja, gut, dass Sie mich daran erinnern!«, sagt er. »Ist Ihre Frau Mutter jetzt im Haus?»

»Ja, ich kann sie eben holen«, sage ich und gehe zur Tür.

»Bitte tun Sie das, Herr Fuchs«, sagt er und lässt die Tür offen.

Als ich wieder zu Kurt ins Zimmer trete, sage ich leise zu Mutter: »Du möchtest bitte zum Doktor kommen.«

Mutter springt gleich vom Stuhl auf, ich begleite sie über den Korridor und sage ihr: »Dr. Burger ist sehr nett. Sag ihm

alles, was er wissen muss. Er nimmt das sehr genau mit unserem Kurt. Du brauchst überhaupt nicht unruhig zu sein.«

»Danke, Peter«, sagt sie mit leiser, zitternder Stimme.

Ich weiß, sie ist furchtbar aufgeregt, obwohl sie sich das nicht anmerken lässt. Der Arzt nimmt sie lächelnd in Empfang: »Frau Fuchs, gut, dass Sie da sind! Bitte treten Sie ein.«

3

Dienstag, 10. Februar 1976, 17:00 Uhr

Vater fühlt sich offenbar unwohl hier; er schwitzt und weiß nicht, was er machen soll. Er spürt, hier geht es um ernste Dinge, und da kommt er mit seiner privaten Philosophie nicht mehr zurecht. Er ist froh, um das Gespräch mit dem Arzt herumgekommen zu sein. Vielleicht ist er nicht eigentlich unfähig, richtig ernst zu sein. Vielleicht muss er sich nur davor hüten. Ich nehme an, er hat soviel Schreckliches im Krieg erlebt, dass er gar nicht mehr froh werden könnte, gäbe es nicht diese Lebenseinstellung, wie er sie jetzt hat: »Hauptsache, die Welt dreht sich weiter!« – Allerdings bleibt sie im Augenblick wirklich für ihn stehen.

»Du, Vater!«, flüstere ich. »Willst du nicht eine Illustrierte holen für Kurt? Dann hat er nachher was gegen die Langeweile.«

Vater nimmt die Sache gut auf: »Richtig, Junge, da dachte ich eben auch schon dran.« Und während er sich erhebt und zur Tür geht, sagt er noch: »Da war doch unten vor dem

Hauptgebäude so ein Kiosk, oder? Ich werd ihm auch was zu rauchen mitbringen.« Dabei guckt er Kurt an, der immer noch schläft.

Ich nicke ihm zu und bin, als er, das Zimmer verlassen hat, froh, dass er jetzt ein bisschen aufatmen kann.

Oft habe ich Kurt so schlafen sehen, nur sah er da noch gesunder aus. Als wir noch bei Mutter und Vater in Siegburg wohnten, hatte Kurt sein eigenes schönes Studierzimmerchen. Ich sollte ihn manchmal wecken, wenn er wieder mal bis in die Früh durchgearbeitet hatte. Ich bewunderte ihn: »Du hast wieder lange gelernt?«

»Ja. – Physiker ist ein ganz toller Beruf!«

Wenn ich schulfrei hatte, ließen wir es uns nicht nehmen, schon gleich nach dem Aufstehen über seine Physik zu diskutieren. Wenn wir gemeinsam zum Frühstück runterkamen, meinte Mutter: »Das begreif ich wirklich nicht, Kurt, dass die Studenten immer bei Nacht arbeiten müssen. Aber das muss wohl so sein. Lasst es euch gut schmecken, Jungs!«

In spärlichen Tropfen rinnt das Beruhigungsmittel aus der Ampulle durch den Schlauch. Das hohe Fenster an der Schmalwand des Zimmers gibt den Blick frei auf die verschneiten Kastanienbäume im Klinikpark. Gut, dass man nicht irgend so eine Waschbetonfassade vor Augen hat! Die Schneeflocken fallen dicht gedrängt in weißem Wirbel am Fenster vorbei. Es wirkt schon gespenstisch: Die Wände sind weiß, die Decke ist weiß, das Waschbecken neben der weißen Tür ist ebenfalls weiß wie das Fenster mit dem weißen Kreuz zwischen den Scheiben; hinter dem Fenster – auch alles weiß. An der Wand neben der Tür, über dem weißen Waschbecken, spiegelt sich der Park im Rasierspiegel. Das

Bettlaken, das Plumeau und das ganze Bettgestell: weiß. Kurts Gesicht, seine Hände: auch weiß. Mitten in der weißen Flut Kurts schwarzer Krauskopf: der passt so gar nicht hierher, ist aber ein beruhigendes Wiedererkennungszeichen.

Die einzigen Farbtupfer hier sind der himmelblaue Weltempfänger, das zum Nussbaumtisch passende Holzkreuz mit dem sandfarbenen Heiland an der Wand, und rechts daneben ein Bild von Marc Chagall, das Blaue Haus, allerdings auch weiß gerahmt. Wenn man hier Licht macht, wird die kalte Neonleuchte an der Decke grell beißendes Licht in den Raum werfen. Der hellgraue Metallschrank links neben der Tür sieht aus wie ein Doppelspind für Bauarbeiter, die auf Montage sind. Zwischen Kurts Bett und der Tür ist eigentlich noch ein freier Platz für ein zweites Bett. Sicher haben sie es rausgefahren, weil Kurt ja privat versichert ist.

Die grauen Vorhänge am Fenster werden, wenn sie zugezogen sind, nicht farbenfroher wirken als der grau-grieselige Fliesenboden aus PVC. Ich weiß gar nicht, wie ein seelisch Kranker hier gesund werden soll. Da muss es einem doch unheimlich werden. Ich denke, das dürfte ja wohl keine Utopie sein, die Krankenzimmer menschlicher zu gestalten! Wahrscheinlich wollen sie erst mal ausrechnen, was die Gesellschaft teurer zu stehen kommt: anständige Zimmer oder – seelisch Kranke. Gut, wenn Kurt hier schnell wieder raus ist!

Da kommt Vater mit der Illustrierten zurück und macht das Neonlicht an; es flackert blitzend auf und fällt zitternd bläulich-weiß über alles Blendende im Raum her – unwillkürlich kneift man die Augen zu.

Vater hat für Kurt drei Schachteln Reval mitgebracht und

legt sie vorsichtig ins Schubfach des hellgrauen Nachttischs, auf dem der Weltempfänger steht. Dann setzt er sich wieder auf seinen weißen Holzstuhl am Fußende des Bettes und blättert das bunte Bildermagazin durch. »Ist Mutter noch beim Doktor?«, murmelt er.

»Ja«, sage ich, »sie muss ihm alles erzählen, was sie so weiß von der ganzen Geschichte.«

»Kommt der Arzt denn heute noch mal rein?«, fragt er beiläufig, während er den Sportteil überfliegt.

»Ja«, sage ich, »gleich, vorm Abendessen noch.«

»Müssen wir dann raus?«, fragt er.

Ich weiß, dass es ihm einigermaßen lieb wäre, wenn er gehen dürfte.

»Ja«, sage ich, »du kannst ja mal rausfinden, wo hier ein Aufenthaltsraum ist. Hier darf Kurt ja nicht rauchen, und vielleicht gibts da einen Fernseher.«

»Ja, dann seh ich doch am besten sofort mal danach.«

»Gut«, sage ich.

Er schließt leise die Tür hinter sich, und ich bin froh, dass er was zu tun hat.

Kurt atmet jetzt stärker durch, und es kommt Leben in seine Arme. Gleich macht er die Augen auf, das kenne ich. Sein Gesicht hat ein bisschen mehr Farbe angenommen. Ich nehme Kurts Hand, sie fühlt sich allerdings noch sehr kalt an. Er hatte schon immer einen schwachen Kreislauf. Sicher war das bei all der Aufregung ein richtiger Kollaps.

»Gut, dass du gekommen bist«, sagt Kurt mit schwacher Stimme, während er die Augen aufschlägt; er ist nicht mehr so matt wie eben noch.

»Mutter ist beim Doktor«, sage ich leise. »Ich war vorhin

bei ihm. Er sagt, es geht dir bald besser.«

»Ja«, sagt er, »mittags ging es schon wieder!« Er kann sich aber nicht so richtig freuen, ein düsterer Schatten huscht über sein Gesicht, als er zuerst zu dem Schlauch am Tropf blickt und dann zu dem milchig-grauen Winterwetter da draußen.

»Das wird schrecklich, wenn es passiert!«, sagt er, kaum hörbar und mit Panik in den Augen. »Morgen um sieben«, sagt er flüsternd.

»Morgens früh?«

»Nein, abends«, sagt er und versucht sich aufzusetzen. Er reibt sich die Wangen. »Ich weiß es seit Samstag«, sagt er und fällt ins Kissen zurück. Er stützt den Kopf am Kopfteil des Bettes ab und schaut mich an, als wisse er, dass es bald mit ihm zu Ende geht.

Ich merke aber, dass irgendwo in ihm Wut aufsteigt. »Die haben es tatsächlich fertig gebracht« sagt er, seine Augen werden feucht. »Jetzt haben sie mich geschafft!« Dabei nimmt er die Hände vors Gesicht und schluchzt: »Und ich hab gedacht, es ist eine wichtige, gute Sache!«

»Was passiert denn morgen?«, frage ich. Er muss es jetzt erzählen! Wenigstens mir.

»An mehreren Stellen gleichzeitig.« Jetzt sucht er nach einer Zigarette, aber ich sollte ihm wohl keine anbieten. Hier darf er nicht rauchen.

»Wie spät ist es jetzt?«, fragt er. Draußen setzt Dämmerung ein. Ich gucke auf meine Uhr und sage: »Gleich halb sechs.«

»Keine 26 Stunden mehr«, sagt er. Er sieht nach links zum blauen Weltempfänger; die beiden Antennen ragen in den Raum. »Sobald es bekannt wird, werden sie das alles senden,

aber es gibt keine Warnzeit, man kann sich nicht retten.«

Da tritt Dr. Burger (jetzt doch im weißen Kittel) ins Zimmer, Mutter im Schlepptau und die nette Stationsschwester hinter her. Alle lächeln sie. Mutter kommt auf Kurt zu, nimmt seine Hände und küsst ihn auf die Stirn. »Nein, Junge, du machst mir ja Sachen!«, sagt sie. »Aber es wird alles wieder gut!«, sagt sie, stellt sich ans Fußende und fühlt sich elend; sie begreift das nicht, dass Kurt hatte schweigen können; sie glaubt, sie hätte ihm helfen können.

Kurt nickt ihr freundlich zu.

Burger tritt zu Kurt an den Bettrand. »Wie fühlen Sie sich, Doktor Fuchs?«, er fühlt Kurts Puls.

»Gut. – Und nicht gut.« Kurt verzieht das Gesicht. Es klingt ihm zu blöd.

Die Schwester dreht den Tropf zu und zieht vorsichtig die Infusionsnadel aus dem Handrücken, desinfiziert den Einstich mit einem kleinen Feuchttuch, legt ein Bällchen Gaze auf und klebt das Ganze mit einem Pflaster fest.

Doktor Burger bittet, wir sollten mal für einen Moment auf den Flur gehen. Die Schwester fährt den Infusionsständer raus auf die Station. Wir verlassen das Zimmer und treffen draußen auf Vater. Verlegen fasst er Mutters Hand. »Und, Ilse?«, fragt er. »Was wird jetzt?«

»Alles wird gut«, sagt Mutter. »Doktor Burger meint, es geht unserem Kurt bald wieder besser!«

Nach Burgers Kurzvisite bekam Kurt sein Abendessen, und wir verabschiedeten uns. Über allem hatte ich vergessen, ans Essen zu denken. Die Eltern fahren heim nach Siegburg; ich fuhr runter in die Stadt zur Kaiserstraße und bestellte mir

bei Antonio eine dicke Quattro Stagioni.

4

Dienstag, 10. Februar 1976, 19:30 Uhr

Das war ja wohl alles in allem eine lähmende Atmosphäre gewesen: Vater hatte nicht gewusst, was er sagen sollte, Kurt hatte herumgedrückt und nicht mit der Sprache herausgewollt, und Mutter und ich hatten gespürt, dass es zwecklos wäre, weiter in ihn einzudringen. So hatten wir die meiste Zeit geschwiegen. Er kam mir geistesabwesend vor, hatte wohl immer daran denken müssen, was morgen Abend um sieben passieren soll. Trotzdem hatte er, meine ich, eigentlich mit mir sprechen wollen. Mir schien, dass er den Besuch der Eltern heute absolut nicht gebrauchen konnte und sie nur deshalb nicht hinauskomplimentiert hatte, weil er ihnen nicht wehtun wollte. Ich weiß, dass die ganze Sache schlimm für ihn ist. Bevor ich sein Zimmer verließ, flüsterte er mir noch dringlich ins Ohr: »Du musst aber, bitte, heute Abend wiederkommen, ja, Peter?«

»Gut«, versprach ich, »wenn du das möchtest, klar!«

Er sagte noch: »Es muss sein!«

Antonios Pizza hat mir absolut nicht geschmeckt. Ich weiß nicht, ob es nur an ihr lag; jedenfalls war da was Fades dran. Und immer gingen mir diese Fragen durch den Kopf: Ist es real, dass Kurt bedroht ist? Oder ist er krank und bildet sich alles nur ein? Und wenn nicht?

Um halb acht fahre ich wieder mit dem fiesen Aufzug

nach oben in die Neurologische. Dem alten Herrn Trebel an der Pforte hatten sie tatsächlich Bescheid gegeben, dass ich außerhalb der Besuchszeit zu Kurt kann. Er sagte nur: »Alles klar, Herr Fuchs!«

Auf dem langen Korridor sehe ich wieder die Schwester von heute Nachmittag. Jetzt trägt sie ein Häubchen im Haar. Sie schiebt einen Geschirrwagen zur Küche. Ich gehe in die entgegengesetzte Richtung zu Kurts Zimmertür. Als die Schwester mich hört, dreht sie sich um und sagt: »Guten Abend, Herr Fuchs, ich weiß Bescheid.«

»Schön«, sage ich und verschwinde in Kurts Zimmer. Ich kann nicht umhin, das Gefühl mitzubringen, dass die Schwester was Erotisches ausstrahlt. Sie erinnert mich stark an Marie: Stimme, Figur – irgendwie sinnlich.

Kurt sitzt aufrecht im Bett und hört Radio: Kultur heute, Deutschlandfunk.

»Aha! Bruderherz!«, sagt er irgendwie aufgeräumt und freut sich. Jetzt sieht er auch etwas gesunder aus. Ich lege meine Jacke ab und hänge sie über den weißen Stuhl, auf dem heute Nachmittag unser guter Vater gesessen hat.

Kurt stellt den Deutschlandfunk ab und macht mir eine Ecke von der Bettkante frei; ich soll mich da hinsetzen.

»Hör zu, Peter!«, sagt er gefasst; er will offenbar energisch sein: »Ich muss dir das erzählen.«

»Ja«, sage ich. »Ich hör dir zu.«

Er nickt und legt die Arme hinter den Kopf. Es ist viel zu warm hier; auch Kurt schwitzt.

»Hast du gegessen?«, frage ich. »Ja«, sagt er, »Nudeln.« Er verzieht das Gesicht, denn Nudeln mag er nicht.

»Ich bringe dir morgen eine Pizza mit«, sage ich. »Von der

Kaiserstraße.«

Er erinnert sich an Antonios Pizzeria und fragt: »Ist seine Pizza immer noch so gut wie früher?«

»Heute hat sie nicht so gut geschmeckt«, sage ich.

»Kann ich mir denken«, sagt er und versucht zu lächeln. »Also hör zu: es war letzten Sommer, da war ich ein Wochenende in Berlin am Wannsee, und nicht nur zum Baden.«

Er schielt zur Tür und horcht.

»Hier hört bestimmt niemand mit«, sage ich.

Dummerweise kommt in dem Moment die Schwester zur Tür herein. Sie bringt eine Flasche Mineralwasser und sagt: »Ich denke, die Herren Fuchs finden das gut.«

»Ja klar! Danke!«, sagt Kurt. Es ist wirklich viel zu warm hier. Stolz auf die gelungene Überraschung schiebt sie wieder zur Tür hinaus.

»Mach mal auf«, sagt Kurt. »Unten im Nachttisch sind Gläser.«

Ich hole die Gläser aus dem Schränkchen hervor und stelle dabei fest, Kurt hat die Zigaretten schon gefunden.

»Also weiter«, sagt er, »wir, hatten uns diesmal in Bernds Wochenendhaus, eine Art Datscha am See, einquartiert; außer Bernd und mir noch Hannelore aus München und ihr langjähriger Freund Wolfgang aus Wien.«

Kurt senkt die Stimme. »Abends sitzen wir gemütlich auf der Veranda und trinken Chianti, da legt mir Hannelore aus München so eine Art Forschungsarbeit in Ringbindung auf den Tisch und sagt, als ausgefuchster Kernphysiker könne ich diese Sache hier wohl am besten beurteilen, ich hätte die besten Voraussetzungen, um die Stimmigkeit des Projekts zu

überprüfen. Außer ihr säßen da noch andere hoch qualifizierte Leute am Projekt, mir aber sei so eine Art Mentorschaft zugebracht.«

»Da kamst du dir natürlich wichtig vor!«, sage ich und reiche ihm sein Glas Mineralwasser.

»Natürlich«, sagt er, »erst recht, als mir dann klar wurde, dass sie sich mit ihren Ergebnissen gerade in radiologischer Hinsicht absolut unsicher fühlten.«

Er trinkt.

»Ich müsse ihnen aber zusichern, dass niemand außer mir dieses Papier zu Gesicht und in die Hände bekomme. Ich versprach, mit größter Sorgfalt darauf zu achten, dass diese Arbeit vertraulich blieb.«

»Und wo ist das Material jetzt?«, frage ich.

»Im Institut. Im Safe«, flüstert er.

»Und glaubst du, es ist dir und der Berliner Gruppe wirklich gelungen, das alles geheim zu halten?« Ich bin skeptisch.

»Da kann ich mir seit Samstag nicht mehr sicher sein«, sagt er. »Aber kannst du dir vorstellen, ich hätte im Institut noch die Abteilungsleitung, wenn so ein Verdacht auf mich gefallen wäre, der das Amt für den Verfassungsschutz oder den Bundesnachrichtendienst oder das Amt für die Sicherheit der Bundeswehr auf den Plan ruft? Schließlich kann man sich ja kaum denken, dass denen, wenn sie mich unter Verdacht gehabt hätten, meine zuletzt doch recht regelmäßigen Kontakte zu den ›Berlinern‹ ganz unbekannt geblieben sein konnten.«

»Zumindest haben sie dich damals für sauber gehalten«, werfe ich ein. »Eh du die Stelle im Institut angetreten hast; da bist du ganz bestimmt auf Verfassungstreue überprüft und

verdeckt erkennungsdienstlich behandelt worden.«

»Meinst du wirklich, sie hätten da schon so Leute wie mich beobachtet?«, zweifelt er. »Das glaube ich nicht.«

»Ich auch nicht wirklich«, sage ich. »Sonst wäre ihnen was aufgefallen, und wenn sie was gewusst hätten über dich und deine Kontakte nach Berlin, dann hätten sie abgeblockt und dich aussortiert.«

»Das stimmt«, sagt er. »Dass meine Freunde mich als so wertvoll für das Projekt einstufen, das, Peter, kam natürlich meiner Eitelkeit weit, weit entgegen. – Machst du das Glas noch mal voll?«

»Klar, bitte, hier – nimm.«

»Du weißt ja«, fängt er wieder an, »ich war nie bereit, mich für ideologische Zwecke verheizen zu lassen.«

Er sagt das mit bitterer Miene und zynisch gegen sich selbst.

»Was hast du denn gedacht, was der reale Hintergrund des Projekts war?«, frage ich nach.

»Genau das hatte ich mich auch gefragt«, bestätigt Kurt. »Auf meine Nachfrage hin, gaben sie zu, dass die ganze Sache auch ihnen selbst zuerst arg heikel vorgekommen war. Bernd meinte sogar, es habe einigen Aufwandes bedurft, sich gründlich abzusichern, dass die Berliner Gruppe nicht Gefahr lief, für irgendwas instrumentalisiert zu werden, was überhaupt nicht unseren originären politischen Intentionen entsprach.« Kurt trinkt und sieht mich dabei forschend an. Ich sage ihm: »Ich ahne es schon.«

»Wahnsinn! Was?!«, sagt er und lacht verzweifelt.

Ich habe das Gefühl, er lacht sich selbst aus; innerlich zeigt er mit dem Finger auf sich und erklärt sich für verrückt.

»Zuletzt waren wir uns damals jedenfalls sicher«, führt Kurt jetzt ganz ernst geworden aus, »dass wir alle durch das Projekt eine wesentliche Voraussetzung schufen für eine entscheidende politische Weichenstellung. Und besonders ich mit meinen wissenschaftlichen Korrekturen konnte dazu die Grundlagen liefern.«

»Ihr habt euch zum Langen Marsch durch die Institutionen entschieden«, resümiere ich, »damit die politische Freiheit nicht im ABC-Terrorismus endet.«

»Ja«, sagt er und lässt die Hände in Richtung Himmel zeigen. »Ich kam mir ehrlich gesagt wie einer der wichtigsten Männer Deutschlands vor.«

» Ja.«

»Der Titel der Arbeit lautete: ›Zeigen Sie, dass eine gut organisierte Terrorgruppe einen mobilen radiologischen Sprengsatz (Dirty Bomb) herstellen und zu antidemokratischen Zwecken einsetzen kann! – Versuch einer Folgenabschätzung.«

Er trinkt wieder.

»Ja und?«, frage ich.

»In den USA erstarkte seit den sechziger Jahren die Anti-Kernenergie-Bewegung.«

»Ich weiß!«, sage ich. »Damals gab es doch diesen amerikanischen Kernwaffendesigner Ted B. Taylor; in Los Alamos trieb er die Miniaturisierung der Atomsprengköpfe voran, bis er als ›nuclear dropout‹ ausstieg, um den Geist wieder in die Flasche stopfen.«

»Ja, genau! Ach, verdammt!« Kurt stockt. Er trinkt. »Ja, weißt du, nach meiner gründlichen Folgenabschätzung sind wir alle zum gleichen Ergebnis gekommen: ABC-Terror mit

Dirty Bombs und speziell mit den von mir untersuchten radiologischen Sprengsätzen bedroht jeden vernünftigen demokratischen Prozess. Man muss unbedingt die Finger davon lassen.«

»Und jetzt?«, frage ich und ahne schon die Katastrophe.

Kurt fängt an zu weinen, er wendet den Kopf auf die Seite, damit er nicht glauben muss, ich sähe es, und schluchzt in die Hände: »Und ich Idiot habe geglaubt, es handelt sich um einen guten politisch wertvollen Forschungsbeitrag!«

Er schlägt die Hand vor die Stirn: »Sag mir, wie kann man so blöd sein?!«

Er weint.

Ich lasse ihm Zeit, sich zu beruhigen, und bin selber froh, mich einen Moment lang sammeln zu dürfen. Da hat jemand die ganze Berliner Gruppe gelinkt. Sie haben Kurt hintergangen und verheizt! – Auf Teufel komm raus. Mir schwant Furchtbares: das hält mein Großer Bruder nicht aus! Die Freiheit und Würde des Wissenschaftlers verloren zu haben. Genau das, wogegen er sich immer gewehrt hatte, muss ihm passieren!

»Bis zu den Sommerferien«, beginnt er wieder, »war das alles eine wirklich faszinierende Sache für mich. Ja, klar! – Wir haben gerechnet, geplant, theoretisiert und spekuliert, überprüft und falsifiziert! Wie die Irren! Jedes Wochenende ging drauf! Jede freie Stunde! Jede Minute neben den Vorlesungen und neben der Arbeit im Institut! So viel Zeit! Was für ein Energieaufwand?!«

Er ist wütend und voller Groll. Ich verhalte mich ruhig und bin aufmerksam; ich will ihm nicht zu nahe treten und halte den Mund.

»Aber natürlich! Das war auch ganz toll! Die große Anerkennung der Freunde, das Hin- und Herfliegen, die anregenden Wochenenden in Berlin und am Wannsee, ja, natürlich auch anstrengend, ein verdammtes Stück Arbeit! Aber auch erfolgreich. Und es wäre auch alles in Ordnung geblieben, wenn unsere Ergebnisse wirklich respektiert worden wären. Aber das Gegenteil war der Fall.«

»Wie das?«, frage ich.

»An Dienstagmorgen nach dem Ende der Sommerferien, als ich wieder so ein langes aufregendes Wochenende in Bernds Datscha am Wannsee hinter mir hatte«, erklärt Kurt beinah genüsslich, als gäbe es einen Witz zu erzählen, »da klingelt in meinem Büro im Institut das Telefon und Tarik aus Berlin meldet sich: ›Ich wollte mich bei dir bedanken.«

›Wie komme ich denn zu der Ehre?«, frage ich zurück.

›Ich hab hier eine Kopie deiner Arbeit vor mir auf dem Tisch liegen«, höre ich Tariks Stimme im Hörer, »saubere Grundlagenarbeit, sag ich da nur, prima Folgenabschätzung!«. Und mir rutscht natürlich sofort das Herz in die Hose. Es schlägt mir die Stimme.

›Ich melde mich«, sagt Tarik kurz angebunden und legt auf. Dies Tuten blieb mir für Tage und Nächte im Ohr.«

»Das glaub ich dir gerne«, sage ich.

›Von da an habe ich nicht mehr ruhig geschlafen«, jammert Kurt. »Ich konnte mit keinem mehr reden.«

›Das also hat dich seit Monaten so runtergezogen!«, sage ich, und er weint.

›Letzten Samstagmittag ging die Geschichte weiter«, sagt er, als er sich wieder gefasst hat.

›Tarik hat sich gemeldet?«, frage ich.

»Ja. – Morgen Abend kommen die Sprengsätze zum ersten Mal zur Anwendung, um neunzehn Uhr.«

Kurt verliert wieder komplett die Fassung.

Ich bin nicht geneigt, ihn für verrückt zu erklären, aber kann ich wirklich wissen, dass er nicht krank ist und unter irgend so einem Wahn leidet?

Er zeigt auf sein Radio und flüstert deprimiert: »Alle Welt wird davon hören und erschrecken.«

Ich schüttele ungläubig den Kopf.

»Ja, du musst wissen«, setzt er erneut an, »da kommt doch am letzten Samstag gegen Mittag – Mensch, wenn ich nur dran denke! – Tarik persönlich aus Berlin angereist und besucht mich zu Hause! Mit freudestrahlendem Gesicht! – Als Student war er auch mal ein Aktivist im Umfeld der Berliner Gruppe gewesen. Inzwischen ist er ein angesehener Rechtsanwalt, sagt er, und er führt jetzt eine geheime Nah-Ost-Gruppe. Durch Bernd hatte ich schon gehört, dass Tarik, der Syrer, tatsächlich Kompagnon einer angesehenen Berliner Anwaltskanzlei ist.

»Wir haben uns alle fleißig durch die Institutionen gemausert«, meint er spöttisch und zeigt mir das gehässigste Gesicht, das er machen kann.

»Zuerst, Peter, weiß ich natürlich nicht, was ich damit anfangen soll. Und ich erzähle ihm, was sich bei mir im Labor so tut; dass ich immer noch jeden Tag von Beuel aus mit der Bahn rüber ins Institut fahre, weil ich da ja die Abteilungsleitung hab und so weiter und alles. Dann zählt er mir großkotzig seine Aktivitäten auf: »Weißt du, Kurt, wir – das heißt, die Nah-Ost-Gruppe –, wir arbeiten international! Das Programm ist jetzt ein bisschen reichhaltiger: Flugzeug-

entführung, Bombenanschlag, Brandstiftung, Überfall auf missliebige Gruppen, Attentate auf führende Leute, Geiselnahmen – aber du kennst das ja alles aus den Berichten!« –

Wirklich, Peter! Mit so etwas hatte ich im Leben nicht gerechnet! – Er als Rechtsanwalt! Da sag ich natürlich zu ihm: ›Der reine Terror!‹ Ich war wirklich betroffen. Ich seh ihn mir lange an, Tarik scheint mir nichts weiter als arrogant. ›Bist ja ein feiner Onkel geworden‹, sage ich. ›Hast ja auch die Haare kürzer!‹ (So ein Quatsch, was?! – Als wenn die Haare was damit zu tun hätten! Aber es kam mir komisch vor). ›Das‹, so sagt er, ›gehört zur Taktik: Doppelstrategie!‹

Ein bisschen verblüfft bin ich schon: ›Mit den Haaren?‹

›Klar!‹ sagt er. ›Alles muss zusammenpassen.‹

›Du weißt‹, sage ich, ›dass ich von dieser Art Veränderung überhaupt nichts halte, Tarik! Das ist doch absolut antidemokratisch!‹

Ich weiß, dass es blöd formuliert war, und er lacht mich aus und sagt: ›Nun ja, Kurt, politisch warst du ja immer schon minderbemittelt!‹

Und dann wird er plötzlich verbissen ernst und fängt an, sich und alles, was er da macht, zu rechtfertigen: ›Das war doch klar abzusehen! Die einen produzieren seit 68 mit ihrem langen Marsch durch die Institutionen den absoluten Stillstand! Und wir, die anderen, bringen die Welt voran, ändern wirklich was, Tag für Tag: allein durch Terror, international! Wir werden Recht behalten, Kurt! Durch Terror!‹ Ja, Peter, so kam das alles auf mich zu.«

Kurt fasst sich an den Kopf. Ich gebe ihm von dem Sprudelwasser ins Glas, und er trinkt. Es ist auch viel zu warm hier.

»Du, Peter!« sagt Kurt.

»Ja?«

»Ich frage ihn daraufhin ganz naiv: ›Was haben denn jetzt die Syrer damit zu tun?‹ «

»Ja«, sage ich, »und?«

»Da sagt er erst mal gar nichts und lacht vor sich hin und freut sich. Weil ich ja so naiv bin!

»Hör zu, du Schmalspur-Anarchist!« sagt er, »das ist doch alles vollkommen klar: Man muss doch mit dem Terror da ansetzen, wo er zwingend ist! Wo ein Volk leidet, liegt immer schon ein immenses Gewaltpotential, ein revolutionäres. Das muss doch auch in dein politisches Spatzenhirn passen! – Man kann nicht so einfach, wie wir uns das früher mal vorgestellt haben, irgendwo eine Revolution machen! Man muss schon da anfangen, wo die eigentlichen revolutionären Potentiale zu finden sind! – Und der Nahe Osten, Kurt, der macht den echten Terror! Also muss man sie dabei unterstützen. Das tun wir Syrer. Seit langem, Kurt.«

Du musst dir das vorstellen, Peter, der steht da vor mir und hält politische Reden. Und ich, ich Idiot! Ich weiß immer noch nicht, was damit anfangen?

Plötzlich sagt er dann wieder: ›Jedenfalls dank ich dir schön!«

Er lacht! Und allmählich wird mir alles klar. Wir gingen die Promenade unten am Rhein entlang, und Tarik öffnete mir die Augen: ›Ich weiß, Kurt, dass du da niemals mitgemacht hättest, dafür weiß ich viel zu viel Gutes von dir! Aber wir brauchten nun mal Leute wie dich: ehrlich, fleißig, zuverlässig, ausdauernd und außerdem fähig, so eine Sache erfolgreich abzuwickeln. Und jetzt wissen wir ja auch, dass

du hervorragende Arbeit geleistet hast, und mit dir die anderen Freunde der Berliner Gruppe am Wannsee. Man kann euch nur gratulieren!«

Das alles kam in wenigen Augenblicken so auf mich zu!«

Kurt faltet die Hände über der Brust.

»Dass sie euch hintergangen hatten?«, frage ich.

»Ja.« – Er ist wütend. »Ich hätte ihn erschießen können! – Und ich könnte es sogar getan haben! Wenn ich bloß die Pistole dabeigehabt hätte!«

Wieder fühlt er seine Ohnmacht und sackt in sich zusammen. Verstört guckt er zur Decke.

»Du hast eine Pistole?«

»Ja«, sagt er, »ich hab sie gekauft und angemeldet! – Weißt du, von wegen: Kernphysik-Institutsdirektor. Für alle Fälle!«

Kurts Gesicht zeigt eine ungesunde graugrüne Farbe, kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn. Ich reiche ihm sein Taschentuch, das auf dem Nachttisch liegt.

Er flüstert: »Ich war vollkommen machtlos. Ich musste mir anhören, ich käme da aus dieser Misere nie mehr heraus! Tarik sagte: ›Ja, mein Physikus, so steht das mit uns!‹ Und dabei lacht er mich aus.

›Ihr seid Schweine!«, schrie ich ihn an. Aber er lacht bloß und sagt: ›Wenn du deinen Job im Institut behalten willst, musst du wohl die Schnauze halten! Und überhaupt, Kurt, das bekäm dir gar nicht gut, wolltest du etwa ausflippen, Junge! Du musst wissen: die Organisation ist ein großes Netzwerk von Kontakten; es reicht von Berlin nach Paris, London und New York, von München nach Stockholm, Dublin, Brüssel, Bern, Wien und weiter in den Nahen Osten. Der

gesamte Libanon gehört uns. Das Netz reicht nach Syrien, Palästina, in den Irak, den Iran, nach Afghanistan, Pakistan, in den Süd-Jemen, nach Saudi-Arabien, Libyen und bis tief ins innere Afrika, sowie nach Marokko, Portugal, Spanien, Argentinien, Venezuela und Kuba. Kontakte hat natürlich nicht nur die Nah-Ost-Gruppe, wir sind nur ein Teil von allem! Es gibt zahlreiche verdeckte Aktionsgruppen und Kader: russische, japanische, chinesische, koreanische, vietnamesische, indische, arabische, pakistanische, afrikanische, lateinamerikanische, kubanische, amerikanische, baskische und irische. Einige Leute sitzen auch, wie du weißt, in den bestgehüteten Strafanstalten Europas und ziehen ihre Prozesse in die Länge. Viele nutzen die Zeit, um zu planen und in aller Ruhe ihre Schläfer draußen zu führen, ohne je gestört zu werden. – Natürlich, gab es auch diese Pannen wie die Selbstmorde und die Hungerstreikopfer! Aber es sind auch schon viele durch unsere Strategie wieder freigekommen und mischen wieder mit. Du siehst, mein Lieber, es hat gar keinen Zweck zu glauben, du kämst da irgendwie heil und unschuldig aus der Sache heraus. Im Gegenteil!«

Ich war wie erschlagen, am Samstag! Ich frage noch so: »Was heißt denn das nun wieder: Im Gegenteil?«

»Ist doch klar!« sagt er. »Du wirst ab und zu im Nahen Osten für uns als Berater tätig sein!« Du glaubst gar nicht, Peter, wie kaltschnäuzig der ist!«

Kurt reibt sich mit der Hand die Wangen und wischt sich mit dem Tuch die Stirn.

Ich gieße ihm noch von dem Mineralwasser ins Glas.

»Hat er auch die anderen aus deinem Berliner Team eingeweiht?«, frage ich.

»Nein. Tarik sagt, die hat er im Glauben gelassen, sie hätten im Sinne von Taylors Warnung gehandelt und erfolgreiche Anti-Terror-Prävention betrieben. – Und, Peter, ich bin sicher: keiner von denen wird je an etwas Anderes glauben wollen! Sie sind auf romantische Weise typisch deutsch, da bin ich ganz sicher! – Beinah wärs auch mir lieber, Tarik hätte mich im guten Glauben gelassen, nur das Beste gegeben zu haben!«

Kurt legt mir die Hand auf die Schulter und sieht mich mit Tränen in den Augen an: »Der hat mich fertiggemacht!«

Ich halte Kurts Blick stand und sage ruhig: »Und seit zwei Monaten läufst du mit dem Wissen herum?«

»Verstehst du jetzt, dass ichs nicht sagen konnte? – Sie erwischen einen auf der ganz Welt!«

Eigentlich müsste er wissen, dass ich es verstehe, aber er lebt schon so sehr in dieser abstrusen Welt, dass er es für möglich hält, dass ich es vielleicht doch nicht verstehe.

»Ja«, sage ich nur; ich reiche ihm wieder sein Taschentuch, das ihm gerade auf den Boden gesegelt war. Er knüllt es in der Rechten zusammen und schweigt.

So können sie jeden Menschen ruinieren, ob er nun ein junger Radikaler ist oder ein gestandener Mann in bester Anstellung. Jetzt liegt er da wie ein Bündel zusammengeschlagener Naivität. Alle Hoffnung setzt er auf mich. Dass ich nur ja verstehe! Ein so erfolgreicher Physiker – von kalten Gewaltmenschen hinterhältig ausgenutzt. Immer in dem Wissen, dass ahnungslose Menschen, unschuldige Leute, in ihre Gewalt gebracht werden: überfallen, entführt, erpresst, erschossen, von Bomben zerrissen, in Kerker verschleppt, geprügelt, gefoltert, physisch und psychisch zu Grunde

gerichtet! Nur, damit sie ihre Politik des Terrors zu internationaler Beachtung bringen! Aber man muss auch endlich die Ursachen wahrnehmen!

»Sie haben dir schlimm mitgespielt«, sage ich.

»Ja«, seufzt er und sieht zum Fenster, hinter dem es dunkel ist. Schemenhaft heben sich die schwarzen Konturen der weiß-verschneiten Kastanienbäume, auf denen sich das matte Licht der Klinik bricht, vom dunkelgrauen Winterhimmel ab.

»Zieh bitte die Vorhänge zu!«, sagt Kurt.

Ich stehe auf und schiebe den grauen Stoff vors Fenster. Es sieht schon irgendwie trostlos aus in dem grausig weißen Raum. Sicher bringt Mutter ihm morgen bunte Blumen mit. Das wär ja schon was. Ich wende ihm sein Kopfkissen und rüttle es dabei etwas auf.

Kurt sucht nach einer Zigarette. (Vater hat mich am Nachmittag über den Aufenthaltsraum aufgeklärt).

»Willst du eine rauchen?«, frage ich.

»Ja. Das ist gut!«, sagt er.

Er nimmt die angebrochene Schachtel aus dem grauen Nachttischschrank. Kurt muss schon eine geraucht haben, sicher nach den Nudeln, heute Abend

»Darfst du hier rauchen?«, frage ich. Er guckt mich mit großen Augen an und sagt: »Ja hör mal! Ich denk, ich soll hier kuriert werden! – Wenn ich hier nicht rauchen darf, kann ich nicht gesund werden!« Er lacht finster.

»Es ist aber so verdammt warm hier!«, sage ich. »Wollen wir nicht lieber einen Augenblick rausgehen?«

Obwohl er zum Umfallen erschlagen ist, sagt er: »Ja. Rauchen wir sie draußen. Auch gut.«

Aus dem Spind hole ich ihm seinen Bademantel und helfe ihm hinein. Beim Gehen muss ich meinen großen Bruder stützen, er schwankt mir doch zu sehr!

5

Dienstag, 10. Februar 1976, 21:50 Uhr

Im Korridor herrscht Ruhe, und wir gehen langsam hinüber zum Aufenthaltsraum. Es ist schon bald zehn, und niemand ist dort. Obwohl auch dieser Raum ganz in Weiß gehalten ist, mutet er freundlicher an als das Krankenzimmer. Hier stehen Aschenbecher neben dem gläsernen Couchtisch. Ein braunes Kordsofa bietet Platz für drei; im Karree um den Tisch herum stehen vier Sessel.

»Schon spät«, sagt Kurt, als er die porzellanene Wanduhr entdeckt. »Nur noch 21 Stunden.«

»Ja«, sage ich und zünde mir eine Zigarette an; er nimmt sie mir aus der Hand. »Danke«, sagt er und inhaliert sehr tief. »Tut gut, so ne Fluppe«, sagt er und versucht zu lächeln. Aber es will ihm nicht recht gelingen.

Wir sitzen uns still gegenüber, sehen uns an. Ich stecke mir eine von meinen Gauloises Blau an. Wir rauchen und genießen die äußere Ruhe. Allerdings wird allmählich die Wanduhr unüberhörbar laut. Dies Ticken schafft Kurt ein Unbehagen, das ihn zum Sprechen zwingt.

»Jetzt kommt es auf die Konsequenzen an.«

»Ja«, sage ich.

»Hannelore und ich waren ja nur die Theoretiker des

ersten wissenschaftlichen Anfangs.« Er kann sich die zynische Fratze nicht verkneifen.

»Als wir mit unseren Korrekturarbeiten soweit fertig waren, dass wir bewiesen hatten, man kann atomar oder sonstwie bestückte Mini-Sprengsätze bauen, konnten wir auch zeigen, welche Fehler man vermeiden muss, wenn sich dirty bombs ausgezeichnet für terroristische Zwecke eignen sollen. Von Tarik habe ich gehört, dass auf Grundlage unserer Ergebnisse und Vorgaben solche Sprengsätze wirklich perfektioniert werden konnten. Es sind wohl auch deutsche Techniker, die die Produktion geleitet und überwacht haben. Das alles wird von mehreren Staaten politisch unterstützt und mitfinanziert. Sie bauen die Dinger schon in Serie, kleinere und größere. Absolut funktionstüchtige Sprengkörper! Und weil sie tatsächlich so problemreduziert wie möglich konstruiert sind, lassen sie sich unter relativ normalen maschinenbaulichen Fabrikationsbedingungen herstellen und dann auch ganz einfach im Fahrzeug dahin transportieren, wo auch immer man sie zur Detonation bringen will. Du musst wissen, Peter, es ist im Grunde bei unserer heutigen Technologie in den einigermaßen industrialisierten Staaten keine allzu große Kunst mehr, Präzisionswaffen herzustellen! Aber es ist sehr wohl eine Kunst, Primitiv-Waffen zu bauen, die den HighTech-Waffen, was die beabsichtigte Wirkung betrifft, nur unwesentlich nachstehen.

Unsere Sprengkörper können tatsächlich – ja, leider! – von jeder gut organisierten Terroristengruppe hergestellt und zu Terrorzwecken verwendet werden! Das kann in Zukunft praktisch jedes Team, das Zugang zu radioaktivem Material findet. So eine Kofferbombe mit Zeitzünder wird

irgendwann irgendwo versteckt. Oder der Sprengsatz wird zeitnah aktuell als Auto- oder Flugzeug-Bombe angeliefert, so dass er nicht rechtzeitig gefunden werden kann.« – Es ist fatal! Cäsium, Plutonium, 238, 239.« Er fragt: »Ist dir das klar, Peter?«

»Erzähl, Kurt!«

»Glaubst du mir auch?«, fragt er. »Unglaublich, oder? Es klingt so unglaublich?«

»Ja«, sage ich, »unglaublich, aber ich seh dir an, dass es stimmt. Im Grunde reden ja schon viele von der Gefahr, auch namhafte Leute, die einem mit ihren Warnungen schon auf die Nerven gehen mit ihrem Gerede über die Kernenergie, über den Diebstahl von Plutonium aus AKWs, Wiederaufbereitungsanlagen und allen möglichen medizinischen und industriellen Labors und über die vereinzelt Unfälle mit der Radioaktivität.

»Ja« sagt Kurt. »Aber sie haben vollkommen recht! Genauso wie mit den Warnungen vor den chemischen und biologischen Giftstoffen! Und ob du es glaubst oder nicht: Die ganze Zeit habe ich einzig und allein in genau dem warnenden Sinn an der Sache gearbeitet! Ich wollte den Beweis bringen und – warnen!«

»Sonst noch Konsequenzen?«, frage ich. (Ich will nicht, dass er anfängt zu glauben, er müsse sich vor mir rechtfertigen).

Wir überprüften sämtliche strategischen Berechnungen und Szenarien. Für bestimmte Lagepunkte in Nordeuropa etwa. Wir hatten uns, ich hoffe, ich kann dir das alles erklären, mit Landkarten und Ortsbeschreibungen, mit Fotos und Distanzziffern herumzuschlagen. Wir mussten Raster-

Folien von ganz bestimmten Wenn-Dann-Beziehungen über ganz konkrete Orte legen. Wir mussten voraussagen, unter welchen Umständen an bestimmten geographischen Punkten welche Wirkung vom Sprengsatz ausgehen würde.

Wir überprüften eine Unzahl von topographischen, bevölkerungs- und verkehrsstatistischen Angaben. Dann zogen wir anhand der Evaluation Schlussfolgerungen über die vorauszuberechnende Wirksamkeit der Sprengkörper. Vor allem für die Bodenexplosionen, wenn also ein Sprengkörper auf der Erde oder nur knapp unter oder über der Oberfläche zur Detonation kommt.

Wir trafen uns Woche für Woche in Berlin und hatten abzugleichen, ob die jeweiligen Schlussfolgerungen prinzipiell stimmen konnten. Legte ich mein Veto ein, das kam aber nur zwei-, dreimal vor, dann mussten sie es erneut durchrechnen. Es waren wohl noch zwei weitere Leute mit dieser Aufgabe betraut, sie machten sozusagen Parallelbeziehungsweise Gegengutachten. Erst wenn alle drei – die anderen beiden kenne ich selbst gar nicht – übereinstimmten, hieß das für uns: An diesem so untersuchten Ort kann man risikolos unseren Sprengsatz so zur Detonation bringen, dass ein ganz bestimmter kalkulierter Schaden entstand.«

Kurt macht eine Pause und zieht kräftig an seiner Zigarette, die beinahe zu Ende geraucht ist. Irgendwie ist ihm das peinlich, das alles dem ›kleinen Bruder‹ erzählen zu müssen. Er schämt sich.

»Sie haben dir heimtückisch mitgespielt«, sage ich.

»Ja.«

»Ganz schlimm.«

»Ich habe solche Berechnungen für ungefähr fünfzig

verschiedene Targets angestellt, so nannten wir die Einsatzgebiete. Diese Ziele kamen dann auch definitiv für solche Spreng-Aktionen in Frage! Tatsächlich kannst du die Ziffer getrost um ein Vielfaches höher ansetzen. Die Berechnungsmuster lassen sich leicht auf andere Ziele übertragen. Wie ich aus Tariks Mitteilungen weiß, gibt es im Terror-Netzwerk viele Teilgruppen und -grüppchen, die auf ganz spezielle Ziele in bestimmten Gegenden der verschiedensten Länder vorbereitet sind. Und es gibt diese speziellen Ziele überall, nicht nur in Frankreich, England und Deutschland: Waldgebiete, Felder, Gegenden, die nur dünn besiedelt sind, nördlich von Paris zum Beispiel oder rings um München, zum Beispiel außerhalb Hamburgs, bei Frankfurt, Hannover, im Bayrischen Wald, im Taunus, im Hunsrück, in der Eifel etwa, im Westerwald und so weiter und so fort, Peter, praktisch können sie auch jeden kleinen vorausberechneten Fleck um Berlin herum, etwa im Spreewald oder am Wannensee, oder auch mitten in der Stadt auf dem Ku'damm aussuchen, um da einen Sprengsatz hochgehen zu lassen. Oder auch mehrere gleichzeitig! Ich selbst habe die Schlussfolgerungen für die Gegend um den Fernsehturm am eindrucksvollsten gefunden, da stimmte alles, exakt!«

Kurt ist wütend. »Durch meine Arbeit, mit meiner Hilfe, wissen die genau, wo und wie welcher Schaden entsteht: hier ergibt sich eine bestimmte Durchschnittszahl an Spaziergängern, zum Beispiel mittwochs abends um sieben. Du findest eine bestimmte Anzahl von Autofahrern plus/minus minimaler Fehlerquote! Du findest, was alles betroffen sein wird: bestimmte Straßen, welche Betonbauten, welche Telefonleitung, welche Stromkabel, ob ein Elektrizitätswerk, ein Was-

serspeicher, welcher Tümpel, ob eine Baumschule, eine Gärtnerei, eine Tankstelle oder eine Kirche, man weiß ziemlich genau, was beschädigt, zerstört oder ganz und gar vernichtet wird, unter welchen Bedingungen der Fernsehturm am Alexanderplatz in sich zusammenfällt. Sie können ihn hinschmelzen lassen!«

Kurts Gesicht wird wieder weiß. Vielleicht macht das auch die Zigarette. Es ist besser, wir gehen hinüber, auf sein Zimmer, nicht, dass er mir noch umfällt!

»Komm! Lass uns rübergehen!«, sage ich. »Es ist schon spät.«

6

Dienstag, 10. Februar 1976, 22:30 Uhr

Als wir wieder auf dem Flur sind, schimpft Kurt: »Was für eine Gemeinheit! Ich hätte diesen Kerl umbringen können, am Samstag. Wir sind in Beuel am Rhein entlang gegangen und Tarik hat mir kurz und bündig erklärt: ›Mittwochabend, Kurt, da gibt es um sieben Uhr die erste praktische Nutzanwendung! Da wird in die Tat umgesetzt, was du in der Theorie vorgeleistet hast.‹ «

»Nicht so laut, Kurt, bitte!«, mahne ich. »Die Leute hier werden noch aufmerksam.«

Schweigend gehen wir nebeneinander her, ich stütze ihn wieder. Aus dem Schwesternzimmer fällt Licht in den spärlich beleuchteten Korridor.

»Aber ist doch wahr!«, brüllt Kurt, als wir wieder in

seinem Zimmer sind. »Sie hauen dich in die Pfanne, und du machst absolut nichts dran! Sie sagen dir noch im Voraus, was du erlebst und wie du dich verhältst. Und du bist dazu verdammt, ja und o. k. zu sagen! Ob du verreckst oder nicht!«

»Du musst dich beruhigen, Kurt«, sage ich. »Es nützt keinem was, wenn du über all dem so krank wirst! Weißt du denn schon, wo es passiert?«

»Nicht genau«, sagt er, als er sich hingelegt hat. »Tarik meinte nur spöttisch: ›Das wird gefährlich am Mittwochabend um sieben. Auf keinen Fall solltest du dich im Süden der BRD aufhalten, auch nicht im Südwesten oder in der Nähe von Hannover. Am besten, du bleibst zu Hause.«

Ich war nicht fähig, diesem Kerl eins in die Fresse zu hauen. So ein mieser Typ! Ich bin so feige, Peter!«

»Und du meinst, Tarik ist glaubwürdig?«, frage ich.

Kurt wird böse, das merke ich schon.

»Meinst du, ja hör mal! Was glaubst du, wozu ich dir das alles erzähle?! Denkst du denn vielleicht, ich erzähl dir das, weil ich nicht alle Tassen im Schrank hab?!«

Er fuchtel mit den Händen in der Luft. »Glaubst du denn vielleicht, ich bin zu Recht hier in der Klapsmühle?!«

Er wird immer lauter. Er ist so zornig. So habe ich ihn noch nie erlebt.

Er brüllt: »Mittwoch um neunzehn Uhr! Verlass dich drauf! Mindestens an drei Stellen! In Deutschland. Wenn nicht noch ganz woanders!«

»Ja«, sage ich leise, »ja! Das glaube ich doch! Entschuldige, dass ich so blöd gefragt hab! Ich dachte doch bloß, vielleicht gibts noch irgendwie Hoffnung?«

»Hoffnung?! Ja, bist du denn wahnsinnig?! Woher soll

man die nehmen?!« (Mensch, wie der mich anbrüllt! Das kenne ich überhaupt nicht von ihm.)

»Nichts mit Hoffnung! Nicht der winzigste Funke! Es wird alles klappen! Exakt! Es gibt keine Panne!«

Da kommt die Schwester zur Tür herein: »Herr Fuchs, Sie wecken die Leute!« Sie sagt das sanft und lächelnd.

Es ist uns peinlich. Dies ›Herr Fuchs‹ trifft mich.

»Entschuldigen Sie, Schwester«, sage ich, und Kurt zeigt sich jetzt besänftigt. Und als sie wieder draußen ist, müssen wir beide unwillkürlich lachen, das kommt so über uns. Es war wie früher, wenn wir zu laut waren und Mutter dann ins Zimmer kam, um ihr ›Schsch-schsch‹, ›Psss-ppsst‹ loszulassen, weil Vater endlich Ruhe haben wollte.

»Nicht böse sein«, sagt Kurt und legt mir wieder die Hand auf die Schulter. »Ich hab mich vergessen.«

Ich sehe ihn lange an und sage leise: »Klar.«

Dann steh ich auf, ziehe meine Jacke über, irgendwie automatisch, ich weiß nicht, warum und was mich treibt.

»Du gehst, Peter?«, fragt er bestürzt.

»Ja«, sage ich leise. »Es ist spät. Du musst schlafen, ich muss noch nach Königswinter.« (Ich hatte mich schon entschieden, morgen früh im Verlag anzurufen und Helga, unserem Sekretariat, zu sagen, dass ich ein paar Tage zu Hause arbeite, in allen dringenden Angelegenheiten aber jederzeit zur Verfügung stehe.)

Ich gehe zum Fenster, nehme kurz den Vorhang beiseite. »Es schneit schon wieder. Ich muss vorsichtig fahren«, sage ich. »Aber morgen bin ich wieder hier!«

»Gut«, sagt er enttäuscht. »Lass mich bloß nicht den Tag über hier hängen!«

»Unsinn!«, sage ich. »Ist doch klar, dass ich bei dir bin! Versuch mal zu schlafen.«

Ich geh zu ihm ans Bett und gebe ihm die Hand. Er schwitzt. »Nacht, Bruderherz!«, sag ich.

»Tschö!«, sagt er. Viel zu leise. Er ist ganz kaputt, das weiß ich. An der Tür dreh ich mich noch einmal um.

Er guckt nur. Sein hilfloser Blick tut mir weh. Kurt wird wohl kein Auge zumachen, denke ich und haste die Treppen runter und raus aus dem Gebäude: Fort! Bloß weg von hier!

7

Mittwoch, 11. Februar 1976, 6:50 Uhr

Wer mich gestern irgendwo zwischen Bonn und Königswinter gesehen hat, muss geglaubt haben, in dem Wagen sitzt ein Wahnsinniger. Wie besessen bin ich die Rheinuferstrecke entlang geschossen. Die Straße war glatt, und der frisch fallende Schnee legte sich so schnell auf die Scheibe, dass die dünnen R4-Wischer ihn kaum beiseiteschieben konnten. Aber – ich wollte auch nicht viel sehen. Ich musste eigentlich gar nichts sehen! Überhaupt verdanke ich es der Automatik von Füßen und Händen, dass ich heil ankam. In Bonn selbst benahm sich mein Organismus mit Respekt vor der Polizei noch einigermaßen verkehrsgerecht. Aber von der Konrad-Adenauer-Brücke an verließ sich mein Körper ganz auf die Erfahrung, dass es um diese Zeit selten mal Kontrollen gibt, und in den kleineren Orten zwischen Ramersdorf und Königswinter bewegt sich jetzt sowieso kaum ein Auto.

Also gab ich dem Gefühl in der Magengegend nach: Nichts wie weg! Weiter! Bloß fort!

Ich jagte durch die Ortschaften und geriet mehrmals auf die falsche Seite – in den Kurven machten die abgefahrenen Reifen nicht mit. Auf der Eisenbahnüberführung hätte ich mir beinahe eine längere Schramme an der rechten Wagen-seite geholt, da war ich der Leitplanke bedenklich nahe gekommen, aber es war ja noch mal gut gegangen. Ich unter-warf mich einzig und allein dem unablässigen Druck im Bauch: Weiter, Peter, fahr weiter!

Ich wollte zu Marie. Ich wusste, nur bei Marie kann ich das alles aushalten. Wie in Trance hatte ich schon während der Fahrt den Hausschlüssel aus der Jackentasche gekramt und hielt mich beim Lenken daran fest.

Als ich in Königswinter die Rheinuferstraße entlang schlitterte, war ich froh, dass sich im Februar keine Touristen dort aufhalten. Touristen in Königswinter bedeuten für Autofahrer sonst auch bei Nacht eine Art Lebensgefahr: durch fahrlässige Tötung im Gefängnis zu landen. Gerade die letzte Strecke raste ich mit weit über Achtzig durch den Schnee am Rhein entlang, zumal auch keine Straßenbahn der Linie H in Sicht kam. Am Denkmal geriet ich dann wieder ins Schleudern, aber ich konnte den Wagen mit angezogener Handbremse noch rechtzeitig abfangen; ich musste ja ohnehin in die Kehre von hundertachtzig Grad, um auf die Hauptstraße Richtung Zentrum einzubiegen.

Erst als ich auf der Drachenfelsstraße anhielt, atmete ich auf – ich war bei Marie. Ich eilte ins Haus, sprang die drei Treppen hoch, es war alles eins: Etagentür öffnen, schließen und mich so, wie ich war, aufs Sofa werfen. Erst da überfiel

mich das Zittern, die Angst, das große Grauen.

Marie hatte noch am Schreibtisch gesessen und an ihrer Diplomarbeit über neue Impfverfahren geschrieben. Als ich hereingestürzt kam, erschreckte sie sich und sagte leise, entsetzt: »Peter!«

Ich muss schlimm ausgesehen haben. Marie sagte nur: »Du bist so blass!« Dann nahm sie mich in den Arm und sagte: »Ich hab dich lieb.«

Ich hielt sie fest umklammert.

Dann machte sie sich in der Küche zu schaffen, und ich dachte: sie gießt Tee auf. Es ist schon lange so ein Ritus, dass sie Tee aufgießt, wenn wir uns Zeit füreinander nehmen. Dass sie es gerade jetzt tat, beruhigte mich. Aber gleichzeitig quälte mich das Gefühl, etwas Entscheidendes falsch gemacht zu haben: Hätte ich nicht bei Kurt bleiben müssen? Allzu plötzlich hatte mich dieser unwiderstehliche Fluchtgedanke gepackt. Irgendetwas zerrte oder jagte mich von Bonn nach Königswinter. Und ich war zu schwach gewesen, dem zu widerstehen.

Marie kam mit dem Tee, lächelte und setzte sich zu mir. Ich genoss den Duft des Tees und spürte die Wärme, die Marie ausstrahlte. Beides löste einige Spannungen auf.

Marie gab mir eine Zigarette ab, und wir rauchten. Wir saßen auf dem Sofa und schwiegen. Ich konnte ihr aus irgendeinem Grund nicht gerade in die Augen sehen, aber ich wusste: sie sieht mich an, wie sie immer guckt, wenn sie sich Sorgen um mich macht. Ich starrte auf einen winzigen Fleck auf der Tischdecke und dachte an Kurt. Sie hatten ihn und seine Fähigkeiten missbraucht. Und ich ahnte, dass das nicht gut gehen konnte – er ist einfach nicht der Mensch, der

über diese Dinge hinwegkommt. Mir wird klar, ich muss irgendwas unternehmen, aber was? Ob ich jemanden einschalten soll? Ich könnte Fred anrufen, der sitzt in Königswinter in der Polizeistation oder fährt Streife. Man muss doch Vorsorge treffen, die Menschen müssen gewarnt werden.

Marie sagte nichts, legte aber ihren Arm um mich und war selbst ganz ruhig. Bei Marie muss ich nicht sofort sprechen, wenn ich nicht weiter weiß. Wir tranken lange unseren Tee. Dann gingen wir schlafen. Ich darf mich anschmiegen und mein Gesicht in ihrem langen, lockigen blonden Haar vergraben. Ich spüre ihre Wärme und werde weit fort getragen.

Im Schlaf hatte ich plötzlich Kurts Stimme gehört, er rief mich: »Peter? – Peter! – Peter!« Zuerst zaghaft, dann bittend, zuletzt fordernd. Ich wachte erschreckt auf und rief: »Kurt?«

Marie machte das Licht an und sagte: »Was ist, Peter? Hast du schlecht geträumt.« Sie lächelte lieb.

»Ja«, sagte ich. »Aber es ist...« Ich wusste nicht, was es war. Mir fielen die Augen wieder zu.

Es sei so um halb sechs gewesen, sagte Marie, als sie sich mit einem dieser üblichen Schnelkküsse verabschiedete und eilig ihren Mantel überwarf, um rechtzeitig um sieben ihren Frühdienst im Altenheim anzutreten.

In der Küche wartete schon der Kaffee auf mich. Ich genehmigte mir eine Tasse im Stehen und entschloss mich, Fred anzurufen.

»Können Sie mich bitte mit Polizeihauptwachtmeister Fred Arnold verbinden? Er kennt mich: Peter Fuchs.«

»Einen Augenblick«, sagte die brummige Stimme des

Polizisten, der sich gemeldet hatte, ich rufe ihn.«

»Hallo Peter, was gibts?« Fred klang hellwach und freundlich interessiert.

»Fred, ich weiß nicht recht«, stockte ich. »Eine heikle Sache, dringend.«

»Schieß los, Junge. Wir schaukeln das Schiff.«

»Ich habe etwas von drohenden Anschlägen läuten hören«, sage ich rundheraus. »Mein Bruder Kurt liegt seit gestern völlig verstört in Bonn in der Uniklinik auf der Neurologischen und hat mir ziemlich glaubhaft versichert, dass da etwas Gewaltiges schon für heute Abend um neunzehn Uhr geplant ist. Kannst du, bitte, alle notwendigen Terror-Ermittlungen in Gang setzen, selbst wenn sich alles nur als Hirngespinnst herausstellt?«

»Klar doch, das mach ich sofort, Peter«, sagt Fred nachdenklich, »ich muss selbst überprüfen, was ich zu tun habe und wer alles informiert werden muss. Aber das ist kein Problem, wir haben Vorschriften. Wo bist du in den nächsten Stunden zu erreichen? Du musst den Ermittlern natürlich zur Verfügung stehen.«

»Klar, Fred«, sage ich erleichtert, »ich fahre gleich nach Bonn zu Kurt. Du kannst auch bei meinen Eltern anrufen oder bei Marie. Meine Adresse und Nummer hast du ja.«

»Gut, Peter, danke«, sagt Fred. »Ich leite alles in die Wege. Du hörst von uns.«

»Danke, Fred«, sage ich, »da nimmst mir einen schweren Stein vom Herzen!«

»Ende und over«, sagt er gewohnheitsmäßig und legt auf. Ich bin froh, diese Verantwortung jetzt nicht mehr alleine tragen zu müssen. Ich weiß ja auch gar nicht, was da alles zu

geschehen hat. Sicher werden die Leute vom Landeskriminalamt NRW und vom Verfassungsschutz in Köln alarmiert werden, bestimmt unterrichten sie dann auch das Bundeskriminalamt. Man kennt die Dinge alle aus den Nachrichten, und doch kann man nichts mit irgendeiner Sicherheit behaupten. Du denkst, du weißt das alles, und wenn du es realisieren sollst, weißt du nichts, alles nur gerüchteweise und komplett unüberprüft.

In der Nacht hat es Glatteis und Graupelschauer gegeben. Die Streuwagen sind unterwegs, die Strecke nach Bonn ist vom stockenden Frühverkehr verstopft. Die Musik aus dem Autoradio hat für mich etwas Tröstliches. Ich brauche eine Art Kraftzuwachs, damit ich Kurt irgendwie hilfreich zur Seite stehen kann, jetzt, wo es alles so schwierig wird. Wir alle kommen in unseren Autos nur langsam voran, und der braune Matsch auf der B-42 und in der Gosse macht den mitfühlenden Autofahrern und den betroffenen Fußgängern auf den Bürgersteigen gleichermaßen zu schaffen: immer wieder spritzt das versalzene Zeug von der Straße hoch an die Kleidung der Leute, da kannst du dich noch so sehr in Acht nehmen. In Oberkassel bringen sie wieder einen Verkehrslagebericht: Die A3 zwischen Neustadt/Wied und Abfahrt Siebengebirge ist in beiden Fahrtrichtungen zu, Kilometer lange Staus; Stau auch am Leverkusener Kreuz, im Bergischen Land, besonders um Wuppertal, am Kamener Kreuz – alles verstopft; das Frankfurter Kreuz, die Autobahn Würzburg–Nürnberg, die Stuttgarter – verstopft; im Norden, Süden, Westen und nach Berlin – alles zu; LKWs haben sich quergestellt. Viele Autofahrer waren die ganze Nacht eingeschneit, manche haben bis zu vierzehn Stunden in ihren

Autos gehockt und gefroren: Batterie leer, kein Benzin. ADAC-Engel und freiwillige Feuerwehren teilten warme Decken und heiße Getränke aus. Zur Zeit herrscht immer noch Chaos auf allen Straßen.

Ich höre schon gar nicht mehr zu, denn die Liste der zwischenstädtischen Verkehrsstaus reicht von Unkel bis Bonn und weiter. Jetzt erst bringen sie wieder Musik. Eigentlich hatte ich vor, viel früher bei Kurt zu sein, aber stop-and-go geht es nicht schneller.

Auf dem Klinik-Parkplatz ahne ich, dass Mutter es zu Hause nicht ausgehalten hat. Auf dem Weg zur Neurologischen bestätigt sich mein Vorgefühl: zwischen etlichen parkenden Autos entdecke ich Vaters Käfer.

An der Pforte sitzt nicht Herr Trebel, der Rentner, sondern ein jüngerer Mann, der müde scheint. Zwischen den Stockwerken im Aufzug nach oben beschleicht mich das ungute Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmt, und es verstärkt sich, als ich auf den Flur hinaus trete. Ein Kreis von Patienten und einigen Leuten des Krankenhauspersonals umzingelt zwei wichtig aussehende untersetzte Herren, die offenbar Fragen stellen und Notizen machen. Ich achte aber nicht weiter auf sie.

Als ich zu Kurt ins Zimmer komme, seh ich, dass Mutter und Vater völlig am Ende sind. Sie weinen beide, sitzen auf Kurts Bett und sagen auch nichts, als ich stumm auf sie zukomme. Kurt ist nicht da. Abgrundtief traurig sagt Vater: »Heute morgen, kurz nach halb sechs, hat Kurt sich erschossen.«

Mutter liegt auf dem Sofa und weint in ihrer Niedergeschlagenheit still vor sich hin; ich warte, dass sie sich in den Schlaf weint. Vater ist unterwegs und kümmert sich um die Beerdigung, er hielt es hier einfach nicht aus und konnte nicht mit ansehen, wie Mutter da so verzweifelt auf der Couch liegt. Da wusste er nicht, was tun.

Ich flüsterte ihm zu, einer müsse sich jetzt trotz allem um die Formalien kümmern.

»Ja«, sagte er, »Totenschein, Standesamt, Sterbeurkunde.«

Ich glaube, er war froh, etwas tun zu müssen. Ich blieb bei Mutter sitzen und nahm ihre Hand. Kurts Selbstmord ist für Mutter ein Weltuntergang.

Im Krankenhaus hatten die beiden Männer der Kriminalpolizei untersucht, ob es sich tatsächlich um Suizid handeln konnte. Schon gegen Nachmittag bestand wohl kein ernsthafter Zweifel mehr daran. Kurt hatte im Bett gelegen, die Pistole an die Schläfe gesetzt und einfach abgedrückt, das ergab die erste Spurensicherung. Außerdem war unmittelbar nach dem Schuss die Schwester, die uns gestern Abend zur Ruhe ermahnt hatte, ins Zimmer gelaufen, und dort war niemand gewesen außer Kurt selbst – tot. Auch auf dem Korridor hatte sie niemanden gesehen; sie hätte ihm begegnen müssen, gleich nach dem Schuss war sie ja im Flur. Außerdem kennt sie das Geräusch, sagte sie.

Die Beamten hatten wohl auch Doktor Burger befragt, aber der konnte ihnen auch nichts anderes sagen, als dass Kurt eben krank gewesen sei und vor irgendetwas Angst gehabt habe. (Er plädierte inzwischen dann doch für die

pathologische Angst). Von der Pistole habe er nichts gewusst, nein.

Sie fragten auch mich, ob ich etwas Genaueres von Kurt erfahren hätte. Sie hatten von Burger gehört, dass ich gesagt hatte, Kurt habe sich bedroht gefühlt.

In Mutters Interesse ging ich vorerst mit einem ›Alles nichts Genaues‹ über den ganzen heiklen Punkt hinweg. – Und es muss überzeugend genug geklungen haben, denn die Beamten wendeten sich Anderem zu. Es stimmte ja außerdem mit Burgers Ansicht überein: Um einen seelisch Kranken zum Sprechen über die Ursachen seiner Nöte zu bringen, muss man sich Zeit lassen, man darf ihn nicht in die Enge treiben. – Auch Burger hielt es für völlig normal, dass ich von Kurt noch nichts erfahren hatte.

Ob wir denn von der Pistole gewusst hätten, und ob wir uns vorstellen könnten, wie die Waffe ins Krankenzimmer gekommen sein konnte, fragten sie uns, Schwester Irene und mich, im Aufenthaltsraum. Der Schwester jedenfalls, die am Tage seiner Einlieferung den Spind eingeräumt hatte, war keine Pistole oder Ähnliches aufgefallen. »Doktor Fuchs hatte lediglich sein Schlüsselbund, seine Geldbörse, die Brieftasche mit den Ausweisen, einige Wäsche, den Bademantel und seine Toilettengegenstände dabei«, gab sie zu Protokoll.

Da ging mir dann plötzlich ein Licht auf: ich sagte den Beamten, dass ich außer dem Weltempfänger auch Kurts Aktentasche hergebracht hatte. »Vielleicht war die Waffe in der Aktentasche.« Es erübrigte sich, mein Nichtwissen weiter auszuspinnen. Die Antwort leuchtete ihnen als wahrscheinlichste Möglichkeit ein. »Es war nie meine Angewohnheit, fremde Aktentaschen zu durchsuchen«, entschuldigte ich

mich blödsinnigerweise. Sie gaben sich zufrieden, schließlich konnten sie mich ja nicht einfach der unterlassenen Hilfeleistung beschuldigen, ich hätte widerrechtlich verhindert, dass Kurt sich erschoss. Und irgendwie mussten sie wohl auch gemerkt haben, dass ich als Involvierter nicht in Frage kam.

Sie befragten auch Mutter, ob sie etwas gewusst habe von »eventuellen Feinden«?

»Feinde?«, seufzte sie in ihrem Schmerz. »Kurt hatte keine Feinde! Er war ein lieber Mensch, der Junge.« Dann weinte sie wieder.

Vater insistierte: »Lassen Sie sie in Ruhe, bitte, sie versteht das sowieso alles nicht.«

Das stimmte auch, und auch er selbst wusste absolut nichts damit anzufangen. Dann ließen die Kriminalisten von beiden ab. Und ich hielt am Entschluss fest, keine Aussage zu Kurts politischer Verwicklung zu machen und lieber auf die professionellen Ermittler zu warten. So gab sich das Duo allmählich mit der Selbstmordthese zufrieden, es kam hier, scheints, gar nichts anderes mehr in Betracht.

»Das passiert immer wieder einmal«, sagte Burger. »Wenn so ein Mensch seelisch am Ende ist, scheint es ihm, als gäbe es für ihn keine andere Möglichkeit mehr.«

Natürlich weiß die Polizei das selbst, aber es war heute wirklich gut, dass Burger es so deutlich sagte; sie hörten mit der Vernehmung auf.

»Meine Eltern wollen nach Hause«, hatte ich gesagt.

»Ja«, sagte der leitende Kriminalkommissar, »kein Problem. Wir melden uns, wenn wir noch etwas brauchen.« Sie wandten sich anderen Aufgaben zu.

Vater und ich brachten Mutter zum Auto. Wir mussten sie stützen; sie hatte zutiefst begriffen, dass all ihre Hoffnung zerstört war. Sie sah und hörte nichts und ließ sich willenlos von uns führen; sie musste nur weinen.

Wir fuhren gleich nach Siegburg; Vater und Mutter in ihrem Auto, ich mit Kurts Sachen in meinem hinterher. Ich sah Mutter in sich zusammengesunken neben Vater auf dem Beifahrersitz, wie sie den Kopf tief nach vorne neigte. Und sie tat mir unendlich leid.

Jetzt schläft sie.

Da höre ich im Flur das Telefon klingeln. Schnell und so leise wie möglich begeben wir uns auf den Flur und ziehe die Tür hinter mir zu. Ich hoffe, Mutter ist nicht wach geworden.

»Fuchs«, melde ich mich.

»Herr Peter Fuchs?«, werde ich gefragt.

»Am Apparat«, sage ich.

»Polizeipräsidium Bonn, es geht um Ihre Meldung von heute Früh aus Königswinter. Dürfen wir Sie bitten, umgehend zum informellen Austausch ins Präsidium zu kommen?«

»Selbstverständlich«, sage ich, »ich bin schon unterwegs.«

»Gut. Sie werden an der Pforte erwartet.«

»O.K.«, sage ich, »bis gleich.«

Ich schreibe für Vater einen Zettel und lasse ihn auf dem Küchentisch liegen: Bin noch mal nach Bonn. Komme gleich wieder. Peter.

Mutter schläft tatsächlich tief und fest weiter.

Ich verlasse leise das Elternhaus und fahre nach Bonn. Im Präsidium werde ich gleich an der Pforte von einem jungen Mann im grauen Nadelstreifen in Empfang genommen. Wir

stellen uns namentlich vor, er legt mir seine Hand in den Rücken und schiebt mich voran.

»Bitte kommen Sie mit, Herr Fuchs.« Als würde ich verhaftet und abgeführt.

Eine Etage höher im Raum O-13 warten am runden Tisch schon einige sehr ernst aussehende Ermittler auf mich.

»Bitte setzen Sie sich, Herr Fuchs«, sagt der mit zirka fünfzig Jahren wohl Älteste im Raum, den ich für den Leitenden halte. »Ich bin Dr. Harrel, Leiter der Antiterrorereinheit im Bundeskriminalamt.«

Ich nehme auf dem freien Stuhl Platz.

»Wir werden alles auf Tonband protokollieren«, sagt er.

»Ja«, sage ich »klar.«

»Was wissen Sie genau?«, fragt er ohne Umschweife.

Ich erzähle ihnen alles der Reihe nach, wie ich es selbst erfahren habe. Ich lasse nichts aus, beschönige nichts, übertreibe nicht und behaupte nichts, was mir nicht wirklich klar ist. Ich gebe auf alle Nachfragen Antworten, die ich vertreten kann und bringe auch deutlich zu Protokoll, was ich alles nicht weiß, und das ist ja das meiste. Trotzdem meint Dr. Harrel am Ende: »Sie haben uns sehr geholfen, Herr Fuchs, alle Anerkennung! Wir alle hier zollen Ihnen Respekt!« Der ganze Kreis beginnt tatsächlich zu klatschen.

»Danke«, freue ich mich nach drei Stunden intensiver Befragung. »Es wäre gut, wenn wir Schaden abwenden könnten. Ich stehe jederzeit zur Verfügung.«

Der junge Mann im Nadelstreifen bringt mich wieder zur Pforte, und ich mache mich in meinem R4 auf den Weg nach Siegburg.

Mein Zettel liegt noch ungelesen auf dem Küchentisch.

Vater ist noch nicht da, und Mutter schläft immer noch. Ich zerknülle die Notiz und stecke sie in die Hosentasche. Wenn Vater kommt, fahre ich sofort zu Marie nach Hause. Es ist bald halb sieben, da machen auch die Bestattungsinstitute zu. Vielleicht war Vater auch schon bei Pastor Siebenborn. Er wird Mutter und Vater kaum verwehren, Kurt katholisch zu beerdigen. Der Pastor ist ein gutherziger Mensch und wird keinen Konflikt entstehen lassen.

Ich höre Vater zurückkommen. Er scheint sehr gefasst, als er zur Tür hereinkommt.

Er flüstert: »Sie schläft? – Schön«, sagt er, »es ist gut, dass sie schläft. Ich dank dir, Peter.«

Wir setzen uns in die Küche, und Vater sagt, er habe schon mit Pastor Siebenborn gesprochen. »Der hat gesagt: ›Hören Sie, Herr Fuchs, in meinen Augen ist Ihr Sohn ›nur verstorben‹. Jedenfalls werde ich nicht auf den Gedanken verfallen, Sie alle für seinen Tod auch noch zu bestrafen. Selbstverständlich werde ich ihn beerdigen, wie es bei uns Ritus ist, Gott denkt in diesen Dingen bestimmt ganz anders, und wir haben sicher nicht die Aufgabe, jemanden zu verurteilen.«

Vater ist zufrieden damit, besonders wegen Mutter.

»Hast du die Anzeigen zum Druck gegeben?«, frage ich.

»Ja«, sagt er, »du hast sie wirklich schön formuliert. Morgen Abend sind auch die Karten fertig.«

Es ist beklemmend, so etwas am Todestag des Bruders machen zu müssen. Mutter wollte es aber. Ich hatte alles so schlicht wie möglich gehalten.

»Ich muss jetzt zu Marie.«

Vater nickt. Es wäre ihm wohl lieber, wenn ich bliebe.

Aber er sieht ein, dass ich jetzt zu ihr fahren muss. Er ist immer noch sehr gefasst und sagt: »Ruh dich aus, Peter, du musst jetzt öfter für Mutter da sein, sie braucht dich.«

»Ja«, sage ich und gebe ihm die Hand.

Selten haben wir uns in ernsten Dingen so gut verstanden; kaum dass ich mich erinnere, jemals so von ihm angesehen worden zu sein. Jetzt ahne ich, wie er ist, wenn er ernst ist: wortkarg und vernünftig, obschon es ihn mitnimmt. Ich weiß jetzt, warum das so ist: er schützt auch Mutter mit seiner Art; ihr geht das immer so nah, alles; da zeigt er ihr eben, dass man trotzdem damit leben kann und – muss. Ich glaube, deshalb halten die beiden auch so fest zusammen.

Bevor ich das Haus verlasse, sehe ich noch eben ins Wohnzimmer: Mutter schläft.

Ich wechsele noch einen Blick mit Vater und sage: »Bis morgen, Pa!«

»Gut, Peter«, sagt er, als ich die Tür hinter mir zumache.

Heute Abend werden sie alleine zurechtkommen müssen, und vielleicht ist es auch gut so.

9

Mittwoch, 11. Februar 1976, 19:05 Uhr

Während ich den Weg von Siegburg hierher ganz automatisch zurücklege, fühle ich mich von den Ereignissen überwältigt und bedrängt. Als ich schon fast in Königswinter bin, fällt mir auf, dass mich das Autoradio über neue Tatsachen informiert. Sie erinnern an die seit Jahresbeginn geltende Gurtpflicht auf den Vordersitzen im PKW. Viele denken immer noch, anschnallen ist gefährlich. – Seit dem Erdbeben

in Guatemala am 4. Februar haben hunderte Erdstöße mehr als 23.000 Menschenleben gefordert. – Im Nahen Osten haben sich die Kämpfe weiter verschärft, da fällt jetzt jeder über jeden her.

Musste es jetzt nicht schon, wenn Kurt mit den Zeitangaben Recht behielt, in diesem Augenblick zu einem der angedrohten Anschläge gekommen sein?

Da war der Wetterbericht vorbei – es bleibt noch länger kalt –, und sie hatten keine Meldung über irgendwelche Anschläge in der Bundesrepublik gebracht. Man muss jeden Tag froh sein, wenn nichts Besonders passiert, hier in der Gegend. Aber es war wohl noch zu früh – so schnell ist auch der Rundfunk nicht.

Aber dann, Minuten nach den Nachrichten wird das Musikprogramm unterbrochen. Der Moderator fasst gerade zusammen und spricht von Lähmung in der Bevölkerung: Alles hält den Atem an.

Auch mir geht es so. Ich höre zu, lausche, bin ganz Ohr und nehme unwillkürlich den Fuß vom Pedal und stelle mich auf den Parkplatz zwischen B-42 und Fähre. Hier bin ich nur wenige Kilometer von Marie entfernt, fühle mich aber außer Stande weiterzufahren. Mein Puls steigt: Kurt hat genau gewusst, warum er sich erschoss. Auf der Straße hat sich nichts geändert, die Autos fahren, wie immer fährt die Fähre über den Rhein, es wird schon dunkel wie immer um diese Zeit. Aber wieder und wieder sehe ich Kurts Gesicht vor mir, wie enttäuscht er mich gestern Abend ansah, als ich sein Zimmer verließ. Ich hätte bei ihm bleiben müssen. – Kann ich verstehen, dass er sich erschossen hat?

Ich musste weiter, musste zu Marie! Als ich bei ihr

ankam, saß sie vor dem Fernseher und wurde von den Schreckensmeldungen des Tages fortgerissen, mental hineinversetzt in eine Wüste der Vernichtung. Was konnte es mitten in diesem Entsetzen noch ausmachen, wenn sie nun auch noch erfahren musste, dass Kurt tot ist? Kurt ist mindestens viermal gestorben: für Mutter und Vater, für Marie und mich. Marie hat geweint, und ich konnte ihr nicht helfen; ich fühlte mich nicht besser. Und trotzdem machten wir den Fernseher nicht aus; wir konnten nicht unbeteiligt bleiben, wenn solche Sprengsätze explodierten.

Kurt hat das so genau gewusst – er wollte es nicht miterleben müssen! Er hatte es vorhergesehen und wollte lieber tot sein. – Aber was weiß ich denn schon?

Schon im Laufe des Abends wurde von offizieller Seite bestätigt, dass es um neunzehn Uhr mehrere Explosionen von hoher Sprengkraft gegeben hatte.

Die erste Detonation um neunzehn Uhr ereignete sich im Ebersberger Forst östlich von München. Trotz starker Schneedecke kam es zum Waldbrand. Der Forstbestand wurde auf mehreren Quadratkilometern dezimiert. Das Feuer werde wohl im Laufe der Nacht unter Kontrolle gebracht werden können. Ein Glück im Unglück sei, dass soviel Schnee liege, der Schnee helfe auf natürliche Weise, die Ausbreitung der Flammen einzudämmen.

Um kurz nach sieben hatte es eine zweite Explosion im Burgdorfer Holz bei Hannover gegeben. Auch dort werden mehrere Quadratkilometer Wald in Brand gesetzt. Auch hier verdampfte eine Menge Schnee.

Im östlichen Teil des Ebersberger Forstes wurde durch die Druckwelle der nahen Detonation das Forsthaus St. Stephan

bis in die Grundmauern hinein schwer beschädigt, einige Gäste im Restaurant wurden unter brennenden Trümmern verschüttet. Feuerwehr und THW glauben aufgrund der eisigen Neuschnee-Wetterlage, das Feuer bis Mitternacht unter Kontrolle bringen zu können.

Im nahen Explosionsgebiet wurden Autofahrer verletzt, als ihre Wagen durch die Druckwelle von den Straßen gewirbelt wurden. Einige Fahrer, die sich wahrscheinlich im Schockzustand von der Unfallstelle entfernt hatten, sind noch als vermisst gemeldet. In einigen Weilern und Dörfern kam es zu Panikreaktionen.

Ein dritter Sprengsatz erschütterte um neunzehn Uhr fünf die Gegend westlich von Idar-Oberstein. Das Explosionszentrum befand sich südlich des Berggipfels Erbeskopf, einem Touristikzentrum, wo sich ganz in der Nähe des militärischen Sperrgebietes der NATO viele Wintergäste aufhielten. Auch hier hat das Feuer Schäden angerichtet.

In allen Gebieten gibt es Tote und Verletzte. Genaue Zahlen sind nicht bekannt. Die Zahl der Toten wird bisher auf insgesamt fünfundzwanzig Personen beziffert, die der Verletzten auf einhundertsechzig.

Im Burgdorfer Holz bei Hannover kam nach Aussagen eines selbst vom Feuer betroffenen Rentners, der inzwischen in der Stadtklinik verstarb, ein ganzer Kegelklub auf Wanderfahrt zu Schaden.

Westlich von Idar-Oberstein im Wald südlich des Erbeskopfes wurden nahe der Klima-Messstation beim Aussichtsturm rodelnde Kinder unter einer durch die Überdruckwelle einstürzenden Scheune begraben, nach zwei Jungen, dreizehn und vierzehn, wird noch gesucht.

Weitere vier Anschläge um neunzehn Uhr werden aus Frankreich und Großbritannien gemeldet, je nördlich und südlich von Paris, zwei in der Peripherie von London. Nach inoffiziellen Angaben fand man fünfzehn Tote westlich von London und zehn Tote im Osten. Eine Fortsetzung der Anschlagsserie kann nicht ausgeschlossen werden.

Es handelt sich eindeutig um terroristische Anschläge; telefonisch hat eine kriminelle Vereinigung namens ›Elfter Februar‹ die Verantwortung übernommen. Gefordert wird die Freilassung aller als Terroristen in Haft befindlichen Freiheitskämpfer.

Der ›Elfte Februar‹ fordert von den Vereinten Nationen eine Deklaration mit dem Ziel, das menschenunwürdige und völkerverachtende Wirtschafts- und Bankensystem durch wirksame Kontrollinstitutionen zu humanisieren und alle vom herrschenden Geldsystem unterdrückten Menschen aus dem heillosen Elend der Kredit-Knechtschaft zu befreien und an einem solidarischen Wirtschafts- und Erwerbsprozess partizipieren zu lassen, ansonsten werde der Terrorismus als ›radiologische Revolution‹ in die Geschichte des weltweiten plutokratischen Niedergangs eingehen.

Tatsächlich war im Laufe des Abends von Feuerwehr und THW im jeweiligen Kerngebiet der verschiedenen Explosionen eine gewisse radioaktive Kontamination dosimetrisch festgestellt worden.

Der Landrat des betroffenen Landkreises bildet im Landratsamt einen Krisenstab, in dem alles miteinander abgestimmt wird. Zur Zeit wird überlegt, ob aufgrund der radiologischen Verseuchung der Ausnahmezustand ausgerufen werden muss, so dass für die allgemeine Bevölkerung (ohne

Sonderfunktionen) im nahen Zehnkilometer-Umkreis der Detonationen eine vorläufige Ausgangssperre gilt.

Ich kann mich an keine einzige Stunde erinnern, in der mich der Lebensüberdruß sosehr gefangen nahm wie jetzt. Und obwohl Marie ganz nah bei mir liegt und inzwischen friedlich schläft, komme ich mir so weit entfernt vor wie nie. Maries Kopf liegt an meinem Herzen. Ich fühle ihre Nähe, und doch ist es, als sei ich nicht wirklich bei ihr; ich bin auch von mir selbst eine Ewigkeit entfernt. Ich glaube, mein ganzer Körper liegt auf Eis.

Aber ich bin hellwach. Tausende Bilder jagen mir durch den Kopf, und ich weiß sie nicht zu ordnen. Kurt hat sich erschossen. Sympathisanten einer neuen Gewalt haben ihn zugrunde gerichtet, hatten ihn und die ganze Berliner Gruppe skrupellos für ihre Zwecke ausgenutzt. Die Ungeduldigsten aus dem Umkreis der Berliner Gruppe hatten sich mit noch Radikaleren eingelassen, die nicht mehr glaubten, Dutschkes vernünftigen Weg mitgehen zu können, und sich deshalb grundlegend neu dazu entschieden, ganz auf die extremistischen Gewaltstrategien des Terrors zu setzen.

Solche Leute haben Kurts Arbeitsleistung gegen unschuldige Menschen eingesetzt, gegen ahnungslose Bürger in Anschlag gebracht, die leiden und sterben mussten, damit das Mittel des Terrors seinen Zweck erreicht: die Aufmerksamkeit der Politik. Und irgendwie scheint das so – logisch! Natürlich muss man allen Menschen das gleiche Recht gewähren, so steht es in der Charta: »Jeder Mensch hat Anspruch auf die hiermit garantierten Menschenrechte und Freiheiten, ohne irgendeine Unterscheidung, wie etwa nach Rasse, Farbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer und

sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, nach Eigentum, Geburt oder sonstigen Umständen.« Aber die Menschenrechte werden Milliarden von Menschen vorenthalten. – Ehrenhafte Menschenrechts-Aktivisten werden sich niemals und durch nichts zum Abgleiten in den Terrorismus verleiten lassen.

Aber was ist mit denen, deren systemanalytischer Verstand die zerstörerische Börsenmacht der raubjägerhaft Geldgierigen als schädlich und menschenverachtend hassenswert entlarvt und gleichzeitig klar als deren schwächsten Punkt enttarnt, ja, werden diese Leute nicht konsequent planen, mit einiger Aussicht auf Erfolg diese maßlosen und unersättlichen Raubjäger an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen? Da, wo es am meisten weh tut? Scheint es nicht logisch, wenn die Welt der Geldmacht mit einer wirksamen Gewalt attackiert wird, die den Gewinn verunmöglicht? – Nicht nur logisch, auch aussichtsreich, Erfolg versprechend, Welt verändernd, verbessernd. Das könnte der Menschheit zugute kommen.

Aber wie schätzt man das Gut weltweiter Abschaffung von Armut, Elend, Hunger, Folter, Qual, Gefängnis, Not und Tod ein im unmittelbaren Vergleich mit den durch Terror zerstörten Menschenleben? – So viele Tote! So viele Verletzte und lebenslang geschädigte Menschen! So viel Angst, solche Bedrohung, solche Zukunftsvernichtung.

Da hat Mutter den Sohn verloren, ihren Ältesten, der ein Leben für sie war. Auch unser Vater hat einen Sohn verloren und fühlt sich in eine Zeit zurückverschlagen, in der er nicht mehr leben kann. Marie hat einen freundlichen Kameraden verloren; Kurt als Physiker und sie als Biologin teilten ein gemeinsames Grundverständnis: die Welt der Naturwissen-

schaften, eine Welt, in der man Realität ändern und Zukunft gestalten kann. Aber – was kann man denn schon machen? Wenn der reinste Terror nach eigenem Gutdünken ganze Welten zerstören und auslöschen kann? – Eines wird mir klar: es führt in die Irre und zum Untergang aller menschenwürdigen Kultur, wenn man der Menschheit ein allgemeines Recht zuspricht, das eine Menschenleben dürfe gegen ein anderes aufgerechnet werden. Nein, man darf auch die Leben weniger Menschen nicht geringer achten als die Leben all der vielen anderen. Menschenwürde kommt jedem Einzelnen zu, unverwechselbar, unaustauschbar, ungeteilt.

10

Donnerstag, 12. Februar 1976, 17:00 Uhr

Am späten Nachmittag wachte ich dermaßen deprimiert auf, dass ich glaubte, ich sei krank. Der Rücken tat weh, und ich hatte starke Kopfschmerzen. Marie war nicht da, und ich dachte gleich, sie ist in Siegburg bei Mutter und Vater.

Ich hatte schlecht geschlafen, wegen der Gewissensbisse ging mir immer derselbe Satz durch den Kopf wie der Ohrwurm, der einen stundenlang nervt. Noch Minuten nach dem Aufwachen sagte die strenge Stimme: »Peter, du schläfst? Du solltest in Siegburg sein!«

Ich wusste, es wäre richtig gewesen, wenn ich gleich früh am Morgen nach Siegburg gefahren wäre. Aber ich hatte weitergeschlafen. Dabei muss ich gemerkt haben, wie Marie sich heute früh beim Aufstehen so leise verhielt, dass es mich

schon gestört hatte, und seitdem hat mich der Satz im Halbschlaf gequält: ›Du solltest in Siegburg sein.«

Als ich endlich soweit war, mich vom Bett zu erheben, sah ich, es war schon Nachmittag, nach fünf. Das Aufstehen zog sich in die Länge, ungewaschen setzte ich mich im Bademantel an den Esstisch und versuchte, das schlechte Gewissen mittels heftigen Reckens und Streckens zu besänftigen. Ich war wie gerädert. Dann entdeckte ich das Zettelchen, das Marie unter meinen Frühstücksteller geschoben hatte: »Bin bei Ilse und Hans in Siegburg. Ich hab dich lieb, Marie.« Ich war ihr dankbar. Sie hatte alles so nett für mich zurecht gemacht und cellophan-verpackt, damit es frisch blieb. Aber ich konnte nichts essen. So ließ ich die Brötchen, das Frühstücksei und meinen sonst so begehrten Allgäuer Bergkäse unangetastet. Von der Maschine in der Küche ließ ich mir einen frischen Kaffee aufbrühen, und dachte plötzlich: ›Wenn Kurt doch bloß eine anständige Frau gehabt hätte!«

Bei der Suche nach Zigaretten entdeckte ich auf Mariess Schreibmaschine einen Stapel Zeitungen mit einer Schachtel Gauloises Blau obenauf. Marie hatte gut für mich gesorgt.

Ich zündete mir eine an, nahm den Packen Neuigkeiten mit zum Esstisch und setzte mich zum Kaffeetrinken. Ich überflog die Überschriften und empfand gleich einen gewissen Ekel vor der unüberbietbaren journalistischen Heuchelei: Grausameren Terror gibt es nicht! – Christdemokrat fordert Todesstrafe. – Bundesregierung plant Anti-Terror-Konvention. – Wieder traf es die unschuldigen Kinder! – Terror – atomar aufgerüstet! – Bald nicht mehr auf die Straße? – Zweifel an der Demokratie. – ›Elfter Februar« – Verbrechersyndikat des Jahrhunderts! – Gesichtskontrolle! – Regelmä-

ßige Hausdurchsuchungen! – Wird die Demokratie demonstriert? – Papst ruft zur Gewaltlosigkeit auf. – Wann kommen die Städte dran? – Das sind nur die Antisemiten! – Brüssel will Terror-Bekämpfungsgesetz! – Polizei fordert mehr Einfluss! – BKA besteht auf Allzuständigkeit – Lieber mit der Kontrolle leben! – Automatischer Abruf von Fahrzeug- und Halterdaten! – Militärpatrouillen in die City! – Amnesty International warnt: Angst wird treibende Kraft der Weltpolitik. – London zittert. – Paris: Franzosen sind erschüttert. – Sie fordern den Weltkommunismus! – Weltsicherheitsrat eine einzige Farce! – Wozu ist der Verfassungsschutz da? – Es gab ein Deutschland, da passierte das nicht! – Das ist Öl auf die Nationale Flamme! – Wozu diese Opfer!? ... und so weiter und so fort.

Ich las – mit einigem Widerwillen – einige Absätze und fand mich damit ab, dass dies alles tägliches Mediengeschäft ist. Fast alle Zeitungen hatten die Fernseh-Rede des Bundeskanzlers von gestern Abend beinahe wörtlich abgedruckt.

Ich las noch etwas über die zwangsläufige Demontage der Demokratie und die Auflösung demokratischer Grundrechte. Das fing nach Meinung des Journalisten schon gleich vorne im Grundgesetz an: Einschränkung der Freiheit des Gewissens: politische Revolutionäre sind gewissenlos; – Einschränkung der Freiheit, die eigene Meinung in Wort, Schrift und Bild zu äußern und zu verbreiten; – Einschränkung der Pressefreiheit, der Berichterstattung in Rundfunk, Film und Fernsehen; alle Informationen, die den Radikalen dienen könnten, werden der Öffentlichkeit vorenthalten, jeder politisch reformerische oder auf Änderung abzielende Bericht wird zensiert; allen Stellen jeglicher Informations-

vermittlung stehen Verfassungsschützer vor. – Einschränkung auch der freien Lehre, der Kunst, Wissenschaft und Forschung; es muss überprüft werden, was als verfassungstreu gelten kann und was nicht; dafür sorgen öffentlich bestellte Verfassungsschützer sowie verdeckt eingesetzte. Überprüfung der gesamten Lehrerschaft, des Schulwesens überhaupt, Befragung der Elternschaft. Radikaldemokratische Lehrer sind zu entlassen, da jede Form von Radikalismus die Verfassung bedroht. – Das Versammlungsrecht wird eingeschränkt: Zusammenkünfte sind ausschließlich nach schriftlicher Genehmigung und im Beisein des Verfassungsschutzes erlaubt; – Einschränkung des Vereinsrechts: Personen, Satzungen, Tagungen, Finanzen sind zu überprüfen! – Einschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses: Verdächtige Sendungen werden überprüft, Telefonate abgehört! Der Verfassungsschutz hat Zugriff auf das gesamte Postwesen. – Einschränkung des Rechts auf Berufsausübung, Wahl des Arbeitsplatzes und der Ausbildungsstätte: nur, wer verfassungstreu ist, wird zugelassen, auf Probe. Wo Zweifel bestehen, wird eine ständige Beobachtung veranlasst; – Einschränkung der Unverletzlichkeit der Wohnung: von Zeit zu Zeit müssen Stichproben durchgeführt werden! Jeder Bürger kann jederzeit polizeilich überprüft werden. Die Polizei hat die Macht, bei Verdacht zu verhaften. Der Verhaftete muss seine Unschuld beweisen. Umkehr der Beweislast. Die Polizei ist berechtigt, Autos, Gepäck und Kleidung zu durchsuchen. Leibesvisite ist unumgänglich. Jeder Bürger erhält eine Ausweiskarte, in die solche Untersuchungen eingetragen sind. Wer sich über zwei Jahre hin als unverdächtig legitimiert, gilt als verfassungstreu und

unterliegt bis auf weiteres keinen außergewöhnlichen Überprüfungen. Solche Personen sind wählbar. –

Einschränkung der Freizügigkeit: Wechsel des Wohnorts, Geschäfts-Umzüge und Reisen innerhalb des Landes und ins Ausland sind erst nach Genehmigung des Antrags möglich. Desgleichen gilt für die Niederlassungsfreiheit. – Auch die Bewegungsfreiheit wird eingeschränkt: je nach Sachlage wird eine Ausgangssperre verfügt: nach festgelegter Uhrzeit darf niemand mehr auf die Straße. Ausnahme: Funktionsträger und Nachtarbeiter mit Sonderstatus. Ein System von Sonderausweisen regelt die Ausgangssperre.

Jeder Bürger hat sich an den neu einzurichtenden Luft- und Zivilschutzkursen zu beteiligen sowie an den politischen Kursen der Volkshochschule. In den Schulen wird ein Pflichtkurssystem eingerichtet. Politische Bildung wird über Rundfunk und Fernsehen sowie staatseigene Verlage vermittelt. Dem Staat stehen alle Programme jederzeit zur Verfügung.

Jeder Bürger hat das Recht und die Pflicht, verdächtige Personen anzuzeigen. Dazu wird eigens eine europaweit geltende Telefonnummer eingerichtet. In schwerwiegenden Verdachtsfällen ist standrechtliche Eliminierung der Terror-Verdächtigen anzuraten. Auch der gezielte Todesschuss hat zielführende Berechtigung. Im Allgemeinen entscheiden Gerichte, in Sonderfällen der Anwalt der geheimen Staatspolizei.

Jeder Bürger hat einer Partei seiner Wahl beizutreten. Allen Parteien sind Verfassungsschützer und Bundesanwälte übergeordnet. Die oberste Maxime lautet: Erhaltung der freiheitlichen, rechtsstaatlichen, demokratischen Grundord-

nung.

Ich blätterte die Zeitungen durch und fühlte mich außer Stande, auch nur einen einzigen Artikel zu Ende zu lesen. Ich sah mir nur die Fotos von den zerstörten Waldgebieten an.

Ich musste an Kurt denken und legte mir Maries Blues-Kassette ein, warf mich aufs Bett und gab mich ganz dieser Musik hin. Ich ließ mich einfach wegtragen und schlief darüber wieder ein.

11

Donnerstag, 12. Februar 1976, 19:00 Uhr

Abends, so um sieben, wurde ich wach, stellte mich unter die Dusche, machte mich frisch. Ich hatte sehr gut geschlafen und fühlte mich ausgeruht; ich lebte auf.

In der Küche brühte ich mir einen Espresso auf und setzte mich an den Esstisch, rauchte eine und fing an zu frühstücken. Ich hatte mir vorgenommen: ab jetzt muss unser Leben sinnvoller weitergehen! Kurt ist tot, ja, aber vielleicht ist es auch gut so, für ihn. Mutter und Vater müssen damit fertig werden. Aber das müssen auch alle anderen, die gestern einen Menschen verloren hatten: Kinder, Mütter, Väter, Ehefrauen, alte, junge, Brüder und Schwestern und Freunde. Sie alle müssen damit fertig werden. Im Alltag jedenfalls, tagsüber. – Der Deutschlandfunk schaltete nach München zum bayrischen Reporter: »Meine Damen und Herren, versuchen wir kurz, den Ablauf der Ereignisse seit gestern Abend zu rekonstruieren. Ich befinde mich hier mit

etwa achtzig Kollegen im Presseraum des Münchner Polizeipräsidioms. Wir alle warten auf die kurzfristig angesetzte Pressekonferenz des Polizeipräsidenten, aber das kann noch dauern.

Die Ereignisse stellen sich ungefähr so dar: Gestern um neunzehn Uhr zwei hörte man in den Orten rings um den Ebersberger Forst eine gewaltige Detonation. Augenzeugen berichteten, es habe sich in Sekunden-Bruchteilen eine metallisch-glühende Feuersäule über den Ebersberger Forst erhoben. Weit über die höchsten Bäume hoch ragte sie in den Winterhimmel; rot, gelb und orange gleißte sie Sekunden lang aus dem Zentrum des Waldes in die Ortschaften hinüber. Gleichzeitig mit der hochschießenden Säule habe sich im Augenblick der Detonation ein gewaltiger Hitzeblitz ausgebreitet, sowohl über dem Forst als auch im Forst selbst. Dann, als die Säule in sich zusammensank, stand riesig und unbeweglich eine Kugelwolke aus Rauch im grauen Himmel. In grellen weißen, gelben und stahlblauen, schwefelgiftigen Farben leuchtete sie von unten her orangefarben flackernd über dem Forst. Dann verdunkelte sie sich und wurde schwarz.

Sofort aber sah man über dem Wald den Widerschein einer einzigen heißen Glut, die den ganzen winterlichen Abendhimmel in rot-gelb-braunen Schwefelton tauchte. Glühend tobte ein loderndes Flammenmeer im Ebersberger Forst. Immense Wolken verdampfenden Schnees türmten sich in den Himmel auf und mischten sich mit dem zerfallenden schwarzen Rauchpilz der Detonation. Obwohl der Brand selbst nicht annähernd die Intensität der Sommerbrände erreichte, wirkte die Verwüstung ungeheuerlich: die

immense Ansammlung von Rauch- und Dunstgebilden vermittelte den Eindruck, ab heute nun brenne auch der Schnee! Aber natürlich, meine Zuhörer, der Schnee half den Feuerwehrleuten enorm dabei, die Ausweitung des Brandes zu hemmen.

Die Katastropheneinsatzzentrale war sich sofort darüber im Klaren, dass die örtlichen Gemeinden rings um den Forst mit dieser Katastrophe nicht alleine zurechtkommen konnten. Alle verfügbaren Streifenwagen, Löschzüge, Krankenwagen und Fahrzeuge des Technischen Hilfswerks waren gemäß den Katastrophenplänen im Einsatz. Die Piloten der drei aus München angeforderten Polizei-Helikopter umkreisten die Rauchwolken und versuchten, den vermutlichen Fortgang der Brandausweitung abzuschätzen, um der mobilen Einsatzzentrale am Boden geeignete Verfahrensvorschläge zu übermitteln.

In allen Orten waren die freiwilligen Hilfskräfte im Einsatz, und Angehörige des Bundesluftschutzverbandes ordneten die Aktionen in den Gemeinden Oberndorf, Kirchseeon, Eglharting, Zorneding, Pöring, Wolfesing, Purfing, Anzing, Schwaberwegen, Forstinnig, Mühlhausen und Hohenlinden, das sind die Orte rings um den Ebersberger Forst. Aus den beiden größeren Gemeinden in der Nachbarschaft von Ebersberg, aus Grafing und Parsdorf, kam ebenfalls Hilfe. Aber man unterschätzte das Ereignis nicht und alarmierte darüber hinaus auch die Polizeizentralen von München und Rosenheim.

Längst reichte das örtliche Telefonnetz nicht aus, alle Notrufe weiterzuleiten. Alle Apparate der Ebersberger Zentrale waren besetzt, aber zu viele Anrufer baten dringend um

Hilfeleistung. Deshalb richteten die Spezialisten des THW mehrere mobile AD-Hoc-Meldezentralen ein, die vor allem die Verbindung zwischen Behörden, Organisationen und lebenswichtigen Einrichtungen gewährleisten mussten.

Es hatte etliche Folgekatastrophen gegeben. So rief gleich nach der Detonation eine Dame aus Pöding an, ihre alte Mutter habe beim Anblick der Feuersäule und der gespenstischen schwarzen Wolke einen Herzschlag erlitten. Sie sei tot. Der Anruf eines Hausbesitzers aus Anzing besagte, dass die kleine Tochter eines in seinem Hause zur Miete wohnenden Ehepaares im Augenblick der Detonation vom Balkon der dritten Etage gefallen war und sich beim Sturz auf die Steinfliesen vor dem Haus sehr schwere Verletzungen zugezogen hatte. Das vierjährige Kind war sofort tot.

Stetig trafen auch via Funknetz neue Meldungen über panik- beziehungsweise angstbedingte Reaktionen ein: In Mühlhausen hatte ein älterer Herr beim Anblick der Feuersäule und der schwarzen Wolke den Verstand verloren und lief in den Straßen umher, um den nahen Weltuntergang zu verkünden. Man wies ihn prophylaktisch in eine psychiatrische Klinik ein. Solche Ängste hatten zur Folge, dass wieder andere Bürger ebenfalls in Panik gerieten, da auch sie die schwarze Wolke auf übernatürliche Einwirkung zurückführten.

Ein jüngerer Polizist war mit seinem Streifenwagen sofort nach der Detonation allein in den Wald hinein gefahren, um zu erkunden, wie weit sich das Feuer schon ausgebreitet hatte. Als er dann in den näheren Umkreis des Explosionszentrums kam, meldete er über Funk, er werde wohl nicht heil zurückkommen, irgendetwas stimme da nicht, dann war

der Funkspruch abgebrochen. Bis zum jetzigen Augenblick vermisst man außer ihm noch vier andere Polizisten und sechs Feuerwehrleute.

In Eglharting hatte es gegen halb acht eine Schlägerei mit tödlichem Ausgang gegeben: man hatte sich darüber gestritten, um was für eine Explosion es sich gehandelt haben konnte; dabei wurde einer der Aufgebrachten mit den Kanten eines zerbrochenen Bierglases an der Halsschlagader tödlich verwundet. Immer wieder hörten die Beamten der Zentrale im Funknetz Flüche der Kollegen, die weiterhelfen wollten, aber machtlos waren: ›Sind denn keine Notarzwagen mehr da?‹, hieß es, und: ›Kann denn nicht ein Arzt privat rauskommen? – Da liegt ein Mann auf dem Waldweg, sein Gesicht und seine Hände sind verbrannt, er braucht unbedingt Hilfe! – Ach, lass mal! Ich schaff das schon alleine, ich bring ihn jetzt selbst in die Klinik!‹ Dies alles berichtete der Beamte, der die erste halbe Stunde am Funkgerät gesessen hatte, um die Streifenpolizei und die Helfer immer wieder auf später zu vertrösten: ›Alles im Einsatz. Tut uns leid. –: Wir können nichts machen! Wir müssen auf die Verstärkung aus München und Rosenheim warten!‹ Erst als diese Verstärkung eintraf, konnte man den Betroffenen Soforthilfe zusichern.

Das Forsthaus St. Stephan ist ruiniert, meine Zuhörer. Es stand nahe dem Explosionszentrum und beherbergte zur Zeit der Detonation viele Wintersporttouristen aus dem ganzen Bundesgebiet. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, handelt es sich um fünf getötete Personen, die unter brennenden Trümmern verschüttet wurden.

Dann hatte es geheißen, auch das Forsthaus Irene stehe in Flammen. Im selben Moment kam auch über Funk die Mel-

derung der Feuerwehr, man müsse sich mit den Löschzügen zurückziehen. Man habe die Menschen bergen können, aber das Haus werde niederbrennen. Der Waldbrand war an dieser Stelle nicht mehr zu beherrschen, und das Forsthaus Irene ist inzwischen bis in die Fundamente eingäschert.

Der Waldbrand setzte sich vom Detonationszentrum her nach außen hin fort. Vor allem in Richtung Südosten, auf Ebersberg zu. Tiere flüchteten in Rudeln, Rotten, Scharen und einzeln verirrt auf die freien Äcker: Hirsche, Rehe, Wildschweine, Dachse, Füchse, Igel, Eichhörnchen, Hasen, Rebhühner, alles war, wenn es nicht in unterirdischen Bauten und Höhlen Schutz gefunden hatte, auf der Flucht vor dem Feuer. Mit laut krächzenden Schreien kreisten Rabenkrähen in großen Scharen am Himmel über den Siedlungen und trauten sich nirgends zu landen.

Um die Ortschaft Ebersberg vor der herannahenden Feuerwalze zu schützen, musste man die Straße Ebersberg-Hohenlinden sperren. Ebenso wurde die Bundesstraße von Haar aus nach Wasserburg abgesperrt, der Verkehr über Landstraßen südlich der Bundesstraße umgeleitet.

Von Kirchseeon aus wurde ab halb acht eine Schneise in Richtung Nordost bis zur Straße Ebersberg-Hohenlinden geschlagen, die Raupenschlepper und Bulldozer des THW versuchten, das Übergreifen des Brandes auf die Ebersberger Siedlung zu verhindern.

Gegen acht kamen auch die heranheulenden Kolonnen der Feuerwehr aus München und Rosenheim ins Katastrophengebiet.

Am Ortsschild Eglharting standen Posten und wiesen die eintreffenden Fahrzeuge aus München ein. Auch am Orts-

schild Ebersberg standen Blaulichtwagen und fingen die Hilfszüge aus Rosenheim ab, um sie über die Landstraße Ebersberg–Hohenlinden in den Nordteil des Forstes zu schicken.

Malteser-, Kranken- und Notarztwagen wurden auf die kleineren Ortschaften rings um den Ebersberger Forst verteilt. Polizeistreifen arbeiteten Tür für Tür die Leitstellen-Listen mit den Adressen der Bewohner ab, die dringend um Hilfe gebeten hatten.

Inzwischen gab es auch aus den weiter entfernten Ortschaften Hilferufe, auch dort hatte man die Feuersäule und den schwarzen Wolkenpilz, die lodernden Flammen wie auch die ungeheure Rauchentwicklung gesehen, und auch dort waren viele Menschen der Situation nicht gewachsen.

Bis in den späten Abend hinein konnten die Hubschrauberpiloten den brennenden Forst überblicken, indem sie die stärkste Rauchentwicklung umkreisten: In der Mitte des Forstes glühte von der Seite her einsehbar ein mehrere Meter großer Krater, um den herum das gesamte Unterholz verglüht war; im Radius von ungefähr sechshundert Metern, meldeten die Piloten, gab es in einem Drittel des Forstes nur eingäscherte Bäume, keine Sträucher, kein Unterholz, es stiegen lediglich noch Rauchfahnen von der verkohlten Erde auf.

In einem zweiten Drittel des zerstörten Waldes war in einem Radius von etwa fünfzehnhundert Metern im Nordwesten der Brand zum Stillstand gekommen. Um die Ortschaften Schwaberwegen, Anzing, Purfing und Wolfesing brauchte man sich keine Sorgen mehr zu machen, aber die Ecke auf Ebersberg zu musste so schnell wie möglich unter

Kontrolle gebracht werden. Erst als die Tanklöschfahrzeuge und die Allradschlepper eine ausreichend breite Schneise geschlagen hatten, war dieses Problem gelöst. Man sah rund um die Lichtung im Forst einen inneren Kranz von schwarz-verkohnten Bäumen, auf denen der Schnee verdampft war. Um diesen schwarzen Kranz herum dehnte sich ein breiter Streifen von weißem Wald, der nicht zu Schaden gekommen war. So wusste man gegen Mitternacht, dass die Feuerkatastrophe auch dank des vielen Schnees für die Orte rund um den Ebersberger Forst abgewendet war.

Aber auch heute Morgen noch sind Ärzte- und Pflegerschaft in den Krankenhäusern im vollen Einsatz. Brandwunden und Brüche müssen behandelt werden. Manche Patienten haben starke Augenschäden erlitten. Die Verschütteten aus dem Forsthaus St. Stephan sind fast alle schwerstverwundet und brauchen Bluttransfusionen. Viele Patienten leiden unter Rauchvergiftung und brauchen künstliche Beatmung. Der Chefarzt des Ebersberger Hospitals erklärte am frühen Morgen, bei einigen der Eingelieferten sei eine gewisse radiologische Kontamination nachgewiesen worden. Das galt in höherem Maße von den eingelieferten Feuerwehrleuten, Polizeibeamten und Rettungsfachleuten, die in die Nähe des Detonationszentrums gekommen waren. Man stellte bei ihnen allen Hautrötungen fest. In der radiologischen Station werden laufend dosimetrische Messungen durchgeführt, und all diese Messungen ergeben bei den meisten Patienten das gleiche Ergebnis: Isotopenaktivität, der Art nach vorwiegend von Cäsium und Plutonium stammend.

Wer sich zum Zeitpunkt der Detonation oder kurz danach im Wald aufgehalten hatte, und wer bei den

Rettungsaktionen dem Isotopenstaub ausgesetzt war, trug leichte bis schwere Strahlenschäden davon, je nachdem, wie nah er dem Detonationszentrum gekommen war und wie lange er den Isotopen ausgesetzt blieb. Die Lungen einiger Helfer sind möglicherweise in der Tiefe zerstört, ihr Blut ist vielleicht auf Leben und Tod vergiftet. Lunge und Haut könnten durch Radioisotope so geschädigt sein, dass den Betroffenen in naher oder ferner Zukunft ein qualvoller Erstickungstod droht. Erstickende erleiden den schlimmsten Tod, und ihre Schmerzen lassen sich kaum lindern. Man befürchtet das Schlimmste auch für andere. Malteser, Johanniter und Rotes Kreuz steuerten heute Morgen immer öfter sofort die großen Münchner Kliniken an, wenn sich der Verdacht auf radiologische Verseuchung eines Verletzten aufdrängte, auch wenn die genaue Gefahrenlage nicht gleich vor Ort bestimmt werden konnte.

Dosimeter-Stichproben mit ausgewählten Freiwilligen in den umliegenden Siedlungen ergaben zum Glück, dass der kontaminierte Staub die Grenzen des Waldes nicht überschritten haben konnte. So bestand diesbezüglich keinerlei Anlass, die Orte rings um den Eberberger Forst zu evakuieren.

Bisher weiß aber noch niemand, ob überlebende Gäste des Forsthauses St. Stephan radiologisch betroffen sind. Auch ist unklar, welchen Gefahren die Spaziergänger und Reiter ausgesetzt waren, die sich gestern Abend schutzlos im Wald aufgehalten hatten. Alle durch eilige und tatkräftige Hilfe der Rettungsfachleute aus den Trümmern des zerstörten Hotels lebend geborgenen Menschen waren wohl stark kontaminiert. Wenn man auch die Schädel- und Rippenbrüche, die

Beinfrakturen sowie Becken- und Wirbelsäulenbrüche hätte heilen können, und wenn man die Körper nach mehreren Bluttransfusionen vielleicht hätte entgiften können – so war längst nicht gesagt, dass verseuchte Organe und Zellen zur Selbstreparatur noch fähig und somit ausreichend vital waren. Was die Schmerzen betrifft, meine Zuhörer, so seien sie dem ärgsten Feind nicht zu wünschen, wenn man ein mitfühlendes Wesen ist, so jedenfalls lautet die einhellige Meinung von Ärzten und Pflegern. Aber für wen, meine Zuhörer, kann das nun ein Trost sein? – Jetzt, da sich der Beginn der angekündigten Pressekonferenz des Münchner Polizeipräsidenten wohl doch noch weiter verzögert, gebe ich vorerst aus dem Polizeipräsidium München zum Sender zurück. Es berichtete Armin Falter.«

Der Reporter war mit seinem Bericht außer Atem geraten und ich – ich hatte mich selbst ganz vergessen.

Immer klarer wird mir, dass Kurt sich wirklich nicht anders zu helfen gewusst hat. Und doch kommt es mir jetzt ganz falsch vor, dass er sich erschossen hat. Gut, dass Mutter und Vater nicht wissen, welches Elend ihn zu Grunde gerichtet hat. Gut auch, dass Marie heute den ganzen Tag bei ihnen in Siegburg war; sie wird das schon alles sehr richtig gemacht haben!

12

Donnerstag, 12. Februar 1976, 20:00 Uhr

Als Marie so gegen acht nach Hause kam, fühlte ich mich

wieder halbwegs klar im Kopf. Sie sagte: »Wir sind heute in Beuel gewesen. Dein Vater hat das so gewollt.«

»Habt ihr Kurts Wohnung schon heute ausgeräumt?«, frage ich und erinnere mich wieder an mein schlechtes Gewissen.

»Nein«, sagt sie. »Nur die Bücher. Und alles aus den Schränken. Auch alles von den Wänden. – Deine Mutter war sehr tapfer, den ganzen Tag über.«

»Ja«, sage ich, »sie hält sich dann doch ausgesprochen tapfer. Habt ihr die Todesanzeigen verschickt?«

»Ja, gleich heute Mittag«, sagt sie, »das war wohl das Schlimmste für deine Mutter. Jede einzelne Adresse hat ihr einen Schlag versetzt: Tante Trautchen, Onkel Herrmann.«

Vaters Bruder, ein grässlicher Alleswisser! Tante Trautchen mag ich, sie ist Mutters Schwester, herzensgut, aber ein bisschen arg redselig, sie stammt aus Wuppertal, da sind viele Leute so. – Ich ahne schon, wie das am Montag wird. Schlimm! »Habt ihr auch eine Anzeige ins Institut geschickt?«, frage ich.

»Wir haben doch, hoffe ich, keinen vergessen«, sagt Marie und geht im Kopf die Liste noch mal durch. »Nein.«

»Ist gut, Marie, ich dachte nur. Weils ja wichtig ist. Und wann konnte Vater die Karten vom Drucker holen?«

»Um zehn schon«, sagt sie. »Danach haben wir Kurts Sachen geholt. Deine Mutter meint, die Bücher sollst du haben!« Kurt hat viele naturwissenschaftliche Bücher.

»Du siehst müde aus«, sage ich. »Soll ich dir etwas zu essen machen?«

»Nein, du, danke, ich hab schon gegessen«, sagt sie, »in Siegburg. Aber du kannst uns einen Tee aufgießen.«

Ich stehe auf und geh in die Küche. »Hast du den Eindruck, dass meine Eltern es schaffen?«, rufe ich. Marie geht ins Bad und macht sich frisch.

»Ich glaube, sie werden es schaffen!«, ruft sie. »Hans hat sich alles von Frau Lehnbach erzählen lassen. Als er es mir sagte, meinte er, Ilse brauche das gar nicht alles zu wissen. Das hat er dann auch der Frau Lehnbach gesagt.«

Als Marie im Schlafanzug ins Wohnzimmer kommt, frage ich: »Weißt du, warum Kurt den Kollaps hatte?«

»So ungefähr«, sagt sie und setzt sich zu mir aufs Sofa. »Weißt du genauer, wieso er so aufgereggt war?«, fragt sie.

»Ich denke, er hat sich über irgendwas furchtbar geärgert«, sage ich, während ich uns die Zigaretten anzünde. Ich bin ein bisschen verlegen, aber ich will Marie auch nicht belügen.

»Da muss so ein Kerl zu ihm gekommen sein«, sagt Marie, »danach hatte er dann den Zusammenbruch. Sicher ist Kurt beleidigt worden!«

»Ja, es war sicher jemand, den Kurt nicht leiden konnte«, sage ich. »Kurt war immer schon allzu sensibel. Wenn er sich getäuscht fühlte, drehte er durch. Seine Nerven haben irgendwie versagt.«

»Vielleicht hatte er wieder was mit einer Frau, oder so. Und vielleicht war der Kerl ihr Liebhaber!«, sagt sie.

»Vielleicht«, sage ich. »Es könnte schon sein, dass er wieder Schwierigkeiten mit einer Frau hatte.« Marie weiß auch von der Sache mit Erika damals. »An Frauen sind ja schon viele Männer zu Grunde gegangen«, sage ich.

Marie stutzt, sieht mich mit ihren grünen Augen groß an und lacht: »Gehst du an mir zu Grunde?« Ich muss auch

lachen und rücke näher an sie heran, nehme sie in den Arm, sie fühlt sich umwerfend weich an. Sie küsst mich. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wir beide vergessen über allem allmählich das Schlimme und freuen uns. Das geht mir so, und das geht auch Marie so.

Später machte Marie die Abendschau an und setzte sich zu mir aufs Sofa.

Mit ernster Miene sprach der Bundeskanzler all jenen Bürgerinnen und Bürgern sein tiefes Mitgefühl aus, denen durch diese abscheulichen Attentate großes Leid und nicht wieder gut zu machender Schaden zugefügt worden war. Er denke an die vielen Toten, Verletzten, trauernden Hinterbliebenen, aber auch an die unermüdlichen Helferinnen und Helfer im Einsatz.

Am gestrigen elften Februar sei in Europa an mehreren Orten gleichzeitig eine erschütternde Wahrheit offenbar geworden: Mit einem Schlag sei die gesamte weltpolitische Lage von Grund auf verändert. Nicht nur, dass terroristische Anschläge verübt worden seien, sondern auch, dass die aus diesen Anschlägen resultierenden weltpolitischen Folgen noch ganz unübersehbar seien, all dies habe den weltweiten Friedensbemühungen einen schweren Rückschlag versetzt. »Der Staat muss darauf mit aller notwendigen Härte antworten. Und der Staatsräson halber muss die Verfassungsräson zurückstehen. Polizei- und Sicherheitsorgane haben deshalb die uneingeschränkte Unterstützung der Bundesregierung und ebenso meine sehr persönliche Rückendeckung.«

Von nun an müssten die Regierungen Europas und der Welt nicht mehr nur die ohnehin konfliktbeladenen Verhandlungen über zwischenstaatliche Bedrohungen führen, son-

dern auch eine heimtückische Schattenmacht ins politische Denken mit einbeziehen. Was es heiße, gegen einen unsichtbaren Feind ankämpfen zu müssen, wisse jeder Soldat, der sich einmal durch feindliche Linien von Hecken schützen habe schlagen müssen. Dennoch würden sich die Regierungen der freien Welt dieser zugegebenermaßen schwierigen Aufgabe stellen!

Fest sei er davon überzeugt, dass sich die Staatsmänner der zivilisierten Welt noch im Laufe dieser Woche versammelten, um am runden Tisch ein schlagkräftiges Konzept zu verabschieden, das dem Terrorismus wirksam entgegentritt! Alle Staatsbürger, wir alle, könnten dazu einen wesentlichen Beitrag leisten: Von niemandem und nichts sollten wir uns radikalisisieren lassen! In diesen Tagen sollten wir unsere Ruhe, die ja gerade wir in Deutschland bisher trotz mancher Bedrohung nie verloren hätten, wahren! In jedem Augenblick, bei jeder unserer Entscheidungen und Handlungen sollten wir Vernunft walten lassen. In Zukunft stünden wichtige innen- wie außenpolitische Entscheidungen ins Haus, die vielleicht manch eine Härte mit sich brächten, auf die alle wirklichen Demokraten lieber verzichteten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt müsse jeder Mann und jede Frau in Europa durch innere Ruhe, Gelassenheit und politische Sorgfalt für die freiheitlich-demokratische Grundordnung eintreten und ihr den sicheren Weg in die Zukunft bereiten. Das Falscheste, was nun geschehen könne, sei ein unkontrollierter Schritt in Richtung auf politische Extrempositionen: Weder der Polizei- und Überwachungsstaat auf der einen noch die Vogel-Strauß-Reaktion oder lasche Beschwichtigungspolitik auf der anderen Seite hätten eine reale Chance,

den neuen Feind des radiologischen Terrors erfolgreich zu bekämpfen.

Niemals dürfe man auf die erpresserische Forderung der Terroristen eingehen und die inhaftierten Terroristen freilassen. Jetzt gelte es, die Attentäter mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Fahndung zu jagen, aufzuspüren, festzunehmen und vor Gericht der gerechten Strafe zuzuführen. Dies ermögliche einzig und allein unsere rechtsstaatliche, demokratische und freiheitliche Grundordnung, daran halte er fest!

Die Bundesanwälte seien an allen wichtigen Ermittlungen und Verfahren gegen führende Terroristen beteiligt. Notfalls werde die Straf- und Prozessordnung verschärft werden. Es könne auch sein, dass der Große Krisenstab der Regierung den Notstand ausrufen müsse. Dies werde aber strikt auf der Grundlage einer verfassungsorientierten, politischen Ermessensentscheidung geschehen, die nicht allein von den in Frage kommenden Justizministern und -senatoren der Länder getroffen, sondern im Großen Politischen Beratungskreis erarbeitet und von den daran Beteiligten verantwortet werden müsse.

Zum Schluss sprach er dann noch einmal wie schon am Anfang im Namen auch aller anderen Parlamentarier der Länder und des Bundes allen durch die unmenschlichen Anschläge betroffenen Bürgerinnen und Bürgern und ihren Angehörigen tief empfundene Anteilnahme aus.

Gleich im Anschluss sendeten sie Film-Reportagen von den Katastrophenorten. Aus der Luft sah man die Krater und kreisrunden Flächen der innen total zerstörten und zum Rand hin verbrannten Wälder, umgebrochen und verkohlt

durch Luftdruck und Hitze, die in einem einzigen Augenblick tausende Tonnen von Schnee dahinschmelzen ließ. Im ausgebrannten Wald war radioaktive Kontamination festgestellt worden. Am Erbeskopf trug ein leichter Westwind den radioaktiven Isotopenstaub vom Detonationspunkt aus auf Idar–Oberstein zu. Nahe Gehöfte mussten evakuiert werden. Auf den umliegenden Straßen sah man ein Blaulichtfahrzeug am anderen und Ketten von Soldaten, die Meter für Meter von Osten her den Wald absperreten. Dauernd heulten die Sirenen. Es gab Strahlenalarm. Besonders gefährdete Helfer der Feuerwehr, des DRK, des THW und mit Sonderbefehl abkommandierte Truppen der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes trugen Atemschutzmasken und Schutzanzüge. Mit Geigerzählern und Isotopen–Dosimetern ausgerüstete Spürtrupps maßen die Intensität der radioaktiven Strahlung. Auch Experten der physikalischen Institute waren in die Katastrophengebiete eingeflogen worden, damit sie die Bedrohlichkeit der Lage vor Ort errechnen und abschätzen konnten.

Zivilschutz, Feuerwehr, Polizei, Technische Hilfswerke, Sanitätshilfswerke und Landes– sowie Bundesbehörden organisierten unter gemeinsamer Katastropheneinsatzleitung die strikte Durchsetzung einer effektiven Strategie der Vermeidung einer vor allem befürchteten Lawinierung von Panik in der Bevölkerung. Man kalkulierte voraus, dass etwa 40% der Bevölkerung den Anweisungen der Behörden nicht Folge leisten und auf jeden Fall versuchen würden, die Stadt zu verlassen.

Gleichzeitig setzte eine Sonderkommission aus Bundeskriminalamt, Landeskriminalämtern, Bundesnachrichten-

dienst und dem Amt für die Sicherheit der Bundeswehr eine bundes- und europaweite Großfahndung in Kooperation mit der französischen und britischen Polizei in Gang. Man ging jeder Spur nach.

Es folgten Einzelberichte aus den jeweiligen Katastrophengebieten. Abwechselnd erschienen die Reporter in Wort und Bild.

Einer der über dem Burgdorfer Holz kreisenden Helikopter war am frühen Nachmittag abgestürzt, die anderen Polizeihubschrauber wurden daraufhin sofort zum Boden beordert, aber es fanden sich keine Hinweise auf die Absturzursache. Mit Atemschutzmasken ausgestattet erhoben sich Piloten der Bundeswehr über den Forst. Sie lieferten die Bilder vom Kraterzentrum, vom total zerstörten inneren und vom verkohlten äußeren Kreis. Rundum war auch hier ein breiter Streifen schneebedeckten, also nicht zu Schaden gekommenen Waldes stehen geblieben. Hier und da flackerten neue Brandnester auf, wurden aber gleich wieder erstickt. Das Fernsehteam war schon gegen Mittag am Ort gewesen und hatte noch Live-Aufnahmen machen können. Es kam ein Bericht über die ums Leben gekommene Klasse der Burgdorfer Grundschule auf den Bildschirm. Ein Schulkind, sechs Jahre alt, war am späten Abend schreiend aus dem brennenden Wald herausgelaufen und am Straßenrand der Strecke Schwüblingsen-Hänigsen liegen geblieben. Obwohl schon viele Autos dort standen, da die Fahrer auf das lodernde Flammenmeer gestarrt hatten, fand sich erst nach Minuten ein Mann in die Situation und brachte das schreiende Kind ins Krankenhaus; die anderen hatten dabei gestanden und nichts zu tun gewusst, außer betroffen zu

gucken, wie gelähmt. Der Mann brachte das Mädels, dessen Gesicht und Hände arg verbrannt waren, ins Krankenhaus. Unterwegs hatte die Kleine gestammelt, die ganze Klasse sei noch im Wald. Der Arzt hatte nur mit dem Kopf geschüttelt und gesagt, da sei kaum was zu machen, das seien ja Verbrennungen zweiten bis dritten Grades. Die Hitze hatte durch die Kleidung gefunden. Der Autofahrer ging zur Polizei, erstattete Bericht über die Schulklassen. Das Kind wurde in die Hannoversche Kinderklinik geflogen, wo es nach Stunden verstarb. Diese Verbrennungen rührten nach ärztlichem Befund nicht von der wohl auch deutlich erhöhten Radioaktivität her, sondern vom Feuer. Der Rektor der Schule gab bekannt, für die seit ein paar Tagen im Landschulheim untergebrachten Kinder sei ein Wandertag mit winterlicher Nachtwanderung angesetzt gewesen. Polizeistreifen und Feuerwehr suchten nach der vermissten Klasse, aber sie hatten bis zum Abend nur einige Kinderleichen gefunden, verkohlt und geschrumpft. Man werde von der Klasse vermutlich keine Überlebenden mehr finden, hieß es.

Östlich von Hannover war alles auf die Beine gebracht, was irgend nützlich sein konnte: Feuerwehr, Rettungswagen und Notärzte der Umgebung, später auch aus Hannover, binnen kurzer Zeit. Schon um viertel vor zehn standen Truppen des nahegelegenen Bundesgrenzschutzes bereit und kontrollierten das Burgdorfer Holz. Meter für Meter stand ein Soldat und schoss auf jedes den Wald verlassende Tier. Was bisher nicht geflohen war, galt als verseucht und musste abtransportiert werden; die Verstrahlungsgefahr ist zu groß und die Umgebung muss vor epidemischer Verseuchung

geschützt bleiben. Deshalb fuhren auch Müllwerker mit den LKWs der Stadtwerke an den Waldrand, wo die Kadaver aufgeladen wurden, um sie zur Entsorgung durch unterirdische Einlagerung zu verfrachten.

Niemand sonst wurde an den Wald herangelassen, viele Einwohner erklärten sich zur Mithilfe bereit, aber man durfte keine weiteren Menschenleben in Gefahr bringen.

Die Strahlentrupps fuhren in Spähwagen der Bundeswehr umher und maßen ständig die Radioaktivität. Aber wider Erwarten hielten sich die Ziffern im Rahmen. Es war wegen der fast zufällig erscheinenden Windstille ein Glück, dass dies an allen Stellen rund um den Forst galt. So lagerten sich die Teilchen mit höherer Radioaktivität noch innerhalb des Waldes ab. Die Detonationsstärke innerhalb der Wälder war von den Terroristen anscheinend exakt vorausberechnet, die Polizei hielt es für eine ›demonstrative Taktik‹, dass sich der Hauptteil des radioaktiven Niederschlags innerhalb des total zerstörten Gebietes absetzte, ein kleinerer Teil im Areal der verkohlten Bäume, der kleinste Teil innerhalb des nicht zu Schaden gekommenen Waldes, und praktisch nichts außerhalb des Forstes. Ich musste gleich an die Arbeit der Wiener Gruppe denken, von der Kurt mir erzählt hatte.

Im Abendjournal um zehn sah man Krankenwagen, wie sie mit heulenden Sirenen ankamen oder fortfuhren und Kranke, Verletzte oder unter Schockwirkung Leidende ins Krankenhaus brachten. Die Geigerzähler knarrten hörbar die akute Dosis synchron zum Zeigerausschlag auf der Skala radioaktiver Intensität, so dass auch viele Helfer aus dem Katastrophengebiet abgezogen und zur Überwachung in die Klinik gebracht werden mussten. Manche dieser Personen

litten unter Kopfschmerzen, Übelkeit und Brechreiz.

Von den Straßen am Waldrand musste man zum Teil mit Gewalt die Schaulustigen fortjagen. Ständig fuhrten Lautsprecherwagen die Strecke ab und forderten die Unverbesserlichen zum Rückmarsch in ihre Häuser auf. Dann ging man zu rigorosen Ordnungsstrafen über. Wer immer noch nicht gehen wollte, wurde abgeführt und kaserniert.

Auch die Rettungsmaßnahmen westlich von Idar-Oberstein kamen nur schleppend voran. Zwar waren Militärhelikopter und Strahlenexperten rasch zur Stelle, aber die Anfahrt sämtlicher zusätzlich angeforderter Hilfsfahrzeuge aus Trier hatte sich wegen der winterlichen Straßenverhältnisse erheblich verzögert. Auch NATO-Soldaten des militärischen Sperrgebiets südlich von Idar-Oberstein waren schnell zur Stelle und halfen den Forst absperren. Dazu boten sich auch hier die den Forst umgrenzenden Straßen an. Auch dieser günstige Umstand war Grund genug für die Polizei, von der ›demonstrativen Taktik des ›Elften Februar‹ zu sprechen. Hätte man nicht die Bundesstraßen und die querverbindenden Hauptstraßen rund um die Detonationsstelle vorgefunden, dann hätte man hier kaum eine Möglichkeit gehabt, den Waldbrand so rasch einzudämmen. Die Flammen hätten solange toben müssen, bis der winterliche Wald sich selbst dort hätte helfen können, wohin die Initialhitze nicht mehr gereicht hatte.

Auf der Strecke Trier-Erbeskopf kamen die Tank-Lösch-Fahrzeuge der Feuerwehr und die Hilfsmannschaften des Roten Kreuzes wegen der verschneiten Landstraße nur langsam voran. Erst um viertel vor elf trafen die angeforderten Kräfte an Ort und Stelle ein. Sie wurden von den jeweils zur

Verfügung stehenden Ordnungskräften eingewiesen. Das THW hatte mobile Meldeinformationsstellen und kleine feldmäßige Telekommunikationsnetze eingerichtet, so dass auch der Einsatz von Meldern und Kurierdiensten für Feuerwehr, Sanitätsdienste, Polizei und Ordnungsbehörden problemlos möglich wurde.

Strahlenkranke wurden auf die Kliniken in Trier und Mainz verteilt. Verstrahlte Tote brachte man zur Obduktion in die Unikliniken. Man musste so schnell und gründlich wie möglich zu verlässlichen Folgenabschätzungen radiologischer Verseuchung kommen. Strahlenverseuchte Lebewesen bergen, auch wenn sie tot sind, epidemische Gefahren.

Am Nachmittag fanden Soldaten die Gruppe der vom Detonationsdruck überraschten Kinder, die beim Rodeln unter der einstürzenden Scheune beim Aussichtsturm begraben worden waren; als man sie mit Geigerzählern abtastete, stellte man fest, sie waren alle mit einer hohen Effektiv-Dosis verseucht. Wie man am Abend wusste, waren mindestens achtzehn Menschen im nahen Explosionsgebiet unterwegs gewesen. Ein Elternpaar aus Malborn im Hunsrück vermisste zwei Söhne, die sich nicht bei den toten Kindern unter den Trümmern der Scheune befunden hatten. Man gab auch am Abend die Hoffnung nicht auf und suchte weiter.

Von allen Explosionen hatte der Bonner Krisenstab genaue Informationen erhalten und stand mit den wissenschaftlichen Instituten in Verbindung. Der Isotopengehalt der Luft in den Katastrophen-Kerngebieten, in denen die schwarze Wolke gesehen worden war, hatte verhältnismäßig bedrohlichen Wert. Aber man musste keine radiologische Verseuchung der nahen Siedlungen mehr befürchten; pro-

phylaktisch wurden nur die Bewohner einzelner Gehöfte in Waldesnähe evakuiert, bis die Strahlenexperten auch dort Entwarnung geben könnten. Im Gebiet um den Erbeskopf war gegen Abend ein stärkerer Wind aufgekommen, und es konnte sein, wenn diese Luftbewegung länger anhielt oder noch stärker wurde, dass der radioaktive Staub noch über die Grenzen des Waldes hinaus geweht wurde. Doch galt das nicht als sehr wahrscheinlich. Ständig trafen Daten ein, Daten über die radiologische Kontamination der Luft. Experten bei Idar-Oberstein berichteten, die Atmosphäre sei bis zwei Kilometer vom Detonationspunkt entfernt ionisiert. Zwar sei die Strahlung auf unter vierzig Röntgen abgesunken, aber auch dies könne noch Schäden in Spätfolge mit sich bringen. Doch reiche die maximale Gefahrendistanz nicht bis Idar-Oberstein. Noch im Laufe der Abendschau wurde gemeldet, es bestehe keine Gefahr mehr.

Auch in Frankreich und Großbritannien hatte es Explosionen dieser Art gegeben. Südlich von Paris waren über vierzig Menschen ums Leben gekommen. So lautete die letzte inoffizielle Meldung. Im Norden der Ile de France hatte man über sechzig Tote gefunden, aber man rechnete mit steigender Anzahl. Ganz in der Nähe hatten sich zwei Reisebusse mit Touristen aufgehalten, die eine Kriegsgräberstätte besichtigten. In der Nähe Londons waren westlich und östlich insgesamt über einhundertdreißig Menschen getötet worden.

Zur Sicherheit bestand in allen deutschen Katastrophengebieten Ausgangssperre bis zum Donnerstagmorgen um fünf Uhr. Überall herrschte der Ausnahmezustand.

Strahlenexperten versuchten die Lage zu erklären und die

Stärke der Detonationen zu bestimmen. Übereinstimmend ergab sich, dass es sich um sogenannte dirty bombs gehandelt hatte mit relativ geringer Sprengkraft, die in keinem Sinne an die Wirkung der Hiroshimabombe heranreiche. Bei der Radioaktivität handele es sich allerdings um Cäsium- und Plutonium-Isotope und ihre Nebenprodukte, sagten sie. Es bedeutet: die Waldgebiete sind auf lange Zeit hin unbetretbar; sie müssen zu Sperrbezirken erklärt werden. Es gehe hier um das hochradioaktive Plutonium 239, ein aus Uran aufbereiteter Brennstoff, den man in Kernkraftwerken verwende. Plutonium hat eine physikalische Halbwertszeit von über vierundzwanzigtausend Jahren, sagten sie.

Die biologischen Schäden seien hier und heute nicht absehbar. Vermutlich aber würden unmittelbar verstrahlte oder durch Inhalation kontaminierte Menschen Erbschäden erleiden und diese durch genetische Mutationen an mehrere Folgegenerationen weitergeben. Als Marie es hörte, sagte sie nur: »Nein! Nein!« Ich weiß, sie kennt aus ihrem Fachgebiet einige der radiologischen Auswirkungen auf den Organismus.

»Nukleare Strahlung greift auch in nur geringen Dosen das Gewebe an, wirkt krebserregend und führt zu Veränderungen des Erbgutes«, erklärt einer der medizinischen Experten. »Wenn die natürliche radioaktive Belastung kurzfristig um das Tausendfache oder mehr überschritten wird, ist die Überlebenschance einer Person gering, der Tod tritt kurzfristig nach Stunden oder Tagen ein, im Extremfall auch akut. Geschädigt werden blutbildenden Organe, der Magen-Darm-Trakt, die Lunge und das Zentralnervensystem. Besonders schädlich ist die Aufnahme nuklearer und radiolo-

gischer Substanzen in den Magen–Darm–Trakt, die Lunge und die Schilddrüse, wo sich strahlungsaktive Partikel ablagern und gefährliche Langzeitbelastungen des Organismus mit sich bringen können. Dieses Risiko besteht, wenn strahlungsaktive Staubteilchen sich durch Wind, Regen und Gewässer ausbreiten, in ökologische Nahrungsketten und von dort in den Organismus gelangen oder direkt eingeatmet werden. Hohe Strahlungsintensitäten verbunden mit nuklearen Verfallszeiten von Jahren und Jahrzehnten, wie sie beispielsweise für die Metalle Kobalt 60 und Cäsiumisotope 134 und 137 typisch sind, können ein Gebiet auf absehbare Zeit erheblich verseuchen, in Extremfällen dauerhaft unbewohnbar machen. Kobalt und Cäsium werden zu medizinischen und technischen Zwecken genutzt, auch radioaktive Elemente wie Jod 131 und Strontium 89 und 90 lagern sich in der Schilddrüse ab, wo sie zu einer Dauerbelastung mit erheblichem Krebsrisiko führen.«

»Schlimm«, sagte ich nur und nahm Marie in den Arm.

Vom Bonner Krisenstab kam die Meldung, die Regierung werde noch im Laufe des Abends zu den Terroranschlägen Stellung nehmen und eine Erklärung abgeben.

Dann erschien wieder der Nachrichtensprecher im Bild und bezifferte die vorläufige Anzahl der Toten und Verletzten in allen Gebieten. Ein vorläufiger grafischer Überblick im Hintergrund vermittelte auch den visuellen Eindruck: es waren viel zu viele.

Marie und ich ließen die Meldungen und Bilder über uns ergehen, als stünden wir unter der Wirkung irgendeines Narkotikums. Ich komme mir wie betäubt vor, zumal ich es nicht verhindern konnte, irgendwo mitten in einem der

Berichte plötzlich Kurts Gesicht zu erkennen Er schien mir auch über die Schulter zu sehen. So benommen, wie wir den Schreckensmeldung folgten, so benommen saßen wir da und tranken unseren Tee. Wir wussten weder etwas zu sagen, noch konnten wir überhaupt unsere Empfindungen ordnen. Immer wieder sagte Marie nur: »Nein, nein!« Jedes Mal, wenn ich dies Wörtchen hörte, schoss es mir durch den Kopf: »Doch! Doch!« – Ich konnte nichts dagegen machen, auch mein ganzer Organismus wehrte sich, die Tatsachen dieses Tages ins Reich der Irrealität zu bannen. Für mich war das alles Wirklichkeit, und ich konnte nichts dagegen tun; Wirklichkeit, wie all diese Bombenanschläge, Brandstiftungen, Entführungen, Geiselnahmen, Morde und Folterungen der letzten Jahre. Nur, dass sie es jetzt mit radiologisch verseuchten Sprengköpfen tun. – Natürlich sagte auch Marie nur deshalb immer wieder »Nein! Nein!«, weil sie zu genau wusste, dass es eben doch wahr ist.

Ich habe nicht alles behalten, was sie da zeigten, erklärten, kommentierten, aber jetzt ist es so still hier, dass mein Gedächtnis laut wird. Marie atmet leise im Schlaf, und auch draußen ist es still. Ein leiser Wind nur. Es ist später als zwei. Ich kann mich nicht entschließen, Maries Schreibtischlämpchen auszumachen. Immer wieder sehe ich Kurts Gesicht vor mir. Je fester ich die Augen zu schließen versuche, desto deutlicher sehe ich, wie er mich anguckt – der gleiche Blick wie am Dienstagabend, als ich sein Zimmer verließ. Ich höre ihn noch sagen: »Du gehst, Peter?« Ich hätte bei ihm bleiben müssen, das wird mir immer klarer. Auch er war davon überzeugt, dass der Terror erst jetzt sein eigentliches Potenzial auspielt. Wir hätten uns gegenseitig stark machen

müssen, vielleicht würde Kurt jetzt noch leben!

Jetzt nehmen sie keinerlei politische Rücksichten mehr. Sie verdammen die Weltwirtschaft, das ganze Kapital- und Börsenwesen, den globalen Kreislauf der Ungerechtigkeiten, die Macht der Konzerne und Aktiengesellschaften, die Werte der Industriegesellschaften. Sie hassen alles, was die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, alles, was die Natur zerstört und ihre Ressourcen gnadenlos ausbeutet, und die bloße Vermehrung des privaten Reichtums zählt nicht für sie. Sie legen Bomben im Namen der Menschenrechte, sie wollen Gerechtigkeit herbeibomben, bringen ihre Sprengsätze nach Frankreich und England genauso wie in die Bundesrepublik. Und ihr Leitungsmanagement bleibt völlig im Dunkeln. Vorne im Gelände transportiert jemand Sprengladungen kalkulierter Wirkung, irgendwo im Hintergrund schätzen Strategen die Folgen ab.

13

Donnerstag, 12. Februar 1976, 22:30 Uhr

In der anschließenden Sondersendung befragten sie einen Friedensforscher zu den Ereignissen. Dabei musste ich immer wieder an all das denken, was Kurt mir in wenigen Minuten mitgeteilt hatte. Das stimmte genau mit den Aussagen des Experten im Fernsehen überein; für einen Wissenschaftler lehnte der sich emotional so öffentlich doch erstaunlich weit aus dem Fenster und schimpfte geradezu: »All die Forderungen der Institute für Friedensforschung und Kriegsverhütung sind auf taube Ohren gestoßen, es ist ein irreparabler Schaden entstanden, nie wieder gut zu machen, weil

schon historisch.« Nicht alle Fehler zeigten sich, wenn sie die alltägliche Praxis durchdrungen hätten, als umkehrbar. Die Historie lasse sich rückwirkend nicht verbessern, auch nicht durch eventuelle Lügen und Halbwahrheiten. Zu diesen Fehlern gehörten vor allem die unzureichenden Sicherheitsmaßnahmen im Brennstoffkreislauf der Kernkraftwerke: ausreichende Mengen von Plutonium 238, 239 und anderen Nukliden konnten entwendet werden! Überwachungsmaßnahmen, Kontrolle und Schutz gegen Diebstahl und illegalen Handel mit radioaktiven Substanzen und Materialien aus den Bereichen Kernkraft, Medizin und Technik seien überlebenswichtig. Man müsse diese derart katastrophal missbrauchbaren Substanzen und Materialien genauso streng unter staatliche Kontrolle bringen, wie die Internationale Atomenergiebehörde in Wien alle waffenfähigen Materialien und komplette militärische Atomwaffensysteme wie auch alle Substanzen und Anlagen der friedlichen Nutzung der Atomenergie überwache.

Immer sei ganz unüberhörbar vor übereilten Verkäufen der Kernkraftwerke mit zugehöriger Technologie gewarnt worden. Eine Dirty Bomb sei als Unkonventionelle Spreng- und Brandvorrichtung (USBV) aufzufassen, insofern man den Hersteller eben nicht in der militärischen Industrie, sondern in Untergrund-Laboren geheimer Organisationen vermutet. USBV-A-Waffen (A = atomar) dienen der gezielten Freisetzung radioaktiver Substanzen. Radiologische Bomben sind Massen-Störungswaffen, keine Massenvernichtungswaffen. Die Wirkung dieser schmutzigen Bomben richte sich auf die radiologische Verschmutzung der Umwelt und auf die Furcht vor Strahlenschäden. Hierzu genügten

konventionelle Sprengsätze, etwa von der Art der Autobomben, die mit radioaktivem Material in möglichst pulverisierter Form geladen seien. Wenn man nun bedenke, von welcher geringer Bedeutung für einen etwaigen Kamikaze-Attentäter der Selbstschutz im Sinne des Strahlenschutzes sei, dann lasse sich ja leicht abschätzen, welches enormes Gefahrenpotential da drohe. Wenn es um den taktischen Isotopen-Sprengkörper einer Dirty Bomb gehe, dann sei der Friede nicht mehr nur einzelner Regionen in Gefahr gebracht, sondern letztlich der Friede des ganzen Globus; es gehe dann um die grundlegende Auseinander- und Entgegensetzung von Sicherheit und Freiheit der Völker. Es werde Krieg geben um die naturgegebenen Lebensgrundlagen menschlicher Existenzform überhaupt, um Energie, Wasser, Luft, Boden und Nahrungsmittel aller Menschen. In allen Studien über Kriegsfolgen und Kriegsverhütung sei die vernichtende psychosoziale und ökonomische Wirkung des Terrorismus mit schmutzigen Bomben eingehend analysiert worden. Das Ergebnis sei verheerend. Jetzt liege die neue Form der Bedrohung nicht mehr in den Händen der offiziellen Weltpolitik, sondern bei radikalen Gruppierungen, in deren Augen die Gewaltanwendung in Form weltweiten radiologischen Terrors der wichtigste Hebel ihres ideologischen Kalküls sei. Aufgrund der zu erwartenden Umweltverseuchung, der Panik in der Bevölkerung, der Lähmung des öffentlichen Lebens, der Propagandawirkung und der beträchtlichen volkswirtschaftlichen Schäden sei davon auszugehen, dass der radiologische Terrorismus aus Tätersicht als äußerst attraktiv gelten könne und daher niedrige Einstiegshürden aufweise.

Was immer sich diese Gruppen vornähmen, sie hielten ein Bedrohungspotential in den Händen, das unseren Planeten Areal für Areal, Region für Region in Evakuierungsgebiete oder unbetretbare Wüstenzonen verwandelte. Zug um Zug nämlich würden so in der Kartographie unseres Globus immer mehr Gelände, Dörfer, Stadt- und Industriekomplexe erscheinen, die dem menschlichen Nutzen auf Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte entzogen blieben, darunter auch Talsperren, Seen, Agrarflächen und Wälder, wertvolle, überlebenswichtige Ökosysteme. Quadratkilometer nach Quadratkilometer werde salamitaktisch »atomic waste« sein: radiologisch verseuchte Erde, mit Stacheldraht oder Stahlgitter umzäunt, zur gesunden Verwertung ungeeignet, volkswirtschaftlich unproduktiv und sehr schädlich.

Das Einatmen des aufgewirbelten radioaktiven Staubs und Aerosols ist gefährlich für Lunge und Schilddrüse und erhöht das Krebsrisiko. Dennoch müsse man das Gesundheitsrisiko nach einem Anschlag mit einer radiologischen Bombe als eher marginal einschätzen. Brisant katastrophale Folgen in einer betroffenen Stadt oder einer ganzen Region bewirke aber das drastische Absinken der Attraktivität für die Anwohner, für Unternehmen und auch für Touristen. Auch kann, was Leib und Leben und Gesundheit betrifft, eine einsetzende Massenpanik zu erheblich größeren Schäden führen als der radiologische Dirty-Bomb-Anschlag selbst. Vor allem der volkswirtschaftliche Schaden wird sich als immens erweisen, denn Dekontamination und Evakuierung bereiten technologisch und auch logistisch enorme Schwierigkeiten und bringen Kosten in Milliardenhöhe mit sich. Vom Regen ausgewaschener Isotopenstaub bleibt lange

an Gebäuden und auf Straßenbelägen haften. Einige radioaktive Substanzen verbinden sich chemisch mit herkömmlichen Baumaterialien wie Glas, Beton und Asphalt, was die Reinigung nach einem Attentat erheblich erschwert.

Zu den Panik- und Umweltschäden müssen die unvermeidlich entstehenden wirtschaftlichen Folgekosten eines terroristischen Attentats hinzu addiert werden, bei dem Cäsium 137 in größeren Mengen in einer Großstadt freigesetzt wird. Wirkungsflächen bis zu einigen 100 Quadratkilometern würden derart verseucht, dass sie nicht mehr bewohnt werden dürften. Nach den Regeln der Internationalen Strahlenschutzkommission müsste in einer Großstadt wie Berlin ein Gebiet von 15 Quadratkilometern sofort evakuiert werden. Um solch ein Gebiet in einer Stadt wirksam zu dekontaminieren, müssten Reinigungsstrüps die radioaktiven Staubteilchen von allen Oberflächen und aus Ritzen und Spalten entfernen; das sei zwar mechanisch durch Absaugen und Absprühen noch relativ kostengünstig machbar. Aber poröse Materialien müssten mit Sandstrahl abgeschliffen oder durch noch aufwändigere chemische Verfahren gereinigt werden. Rost und mineralische Ablagerungen müssten durch Säuren und andere Chemikalien entfernt werden. In manchen Fällen müsste der Belag von Bürgersteigen und Straßen komplett entfernt und entsorgt werden, ebenso die oberste Erdschicht aus Grünanlagen und Gärten. »Ein Großteil der Vegetation müsste weggeschnitten werden. Die Summen gehen in die Milliarden. Und es ist nicht geklärt, wer dann auf den Kosten sitzen bleibt. Sicherlich aber werden einige Unternehmen betroffenen sein«, warnte der Experte nachdrücklich.

Und im Prinzip sei es jetzt zu spät, etwas Gescheites dagegen zu tun. Nichts könne unternommen werden als zum Scheitern verurteilte Versuche, das schon Geschehene ungeschehen zu machen, was, wie jeder halbwegs rationale Kopf wohl einsähe, absolut unmöglich sei. Sie, das sage er ganz ehrlich, sie, die Friedensforscher rund um den Erdball, wüssten schon lange und hätten es auch vieltausendfach in Büchern, Artikeln und Reden bekräftigt, dass der fürsorgliche Teil der Menschheit in solch einem Moment wie an diesem Mittwochabend mit dem bisher gelernten Latein am Ende sei.

Ab jetzt gehöre der Krieg zum Alltag wie die Kriminalität. Bisher habe es immer noch Waffenstillstandszeiten mit Friedensdividende zwischen den Kriegen gegeben, das sei ab jetzt vorbei: man müsse jeden Tag mit derartigen Angriffen rechnen; morgens Frieden, nachmittags Krieg in Frankfurt oder Hamburg, Berlin oder München, während der Friede in anderen Orten wie Stuttgart oder Kiel, Goslar oder Gelsenkirchen in seinem geregelten Gang bleibt. In Freiburg sterben vielleicht tausende Menschen dahin, in Köln geht ein jeder seiner Arbeit nach. So stelle sich der neue Alltag der Demokratien dar: Krieg im Frieden, Frieden im Krieg, die unherrschbare Form des asymmetrischen Krieges.

Es sei ein großer Fehler der jüngsten Menschheitsgeschichte gewesen, Enthemmungsformen der Gewalt an sich nicht stärker geächtet zu haben. Wovor wir nun stünden, das sei die entfesselte Gewalt an sich. Es gehe hier keineswegs um irgendeinen Freiheitskämpfer, Anarchisten, Revolutionär oder Dissidenten, nein, es gehe um die manifest gewordene Kraft der verdeckten Gewalt überhaupt. Man müsse sich das

ungefähr so vorstellen: ein Staat, der Atomwaffen besitze und kriegerisch einsetze, könne angegriffen werden; man kenne sein Gebiet, seinen Einflussbereich, seine Politiker; dieser Staat sei zwar in seiner Rechtsform nur ein ideales Gebilde, aber dieses stütze sich auf ein Land, auf Volksgruppen, auf Personen, die diesem Staat angehören; so weiß man also, wohin man im Ernstfall schießen kann, und der Angreifer weiß es auch.

Im wahrsten Sinne des Wortes gehe es ab jetzt um mehr als bloße friedliche Koexistenz der Staaten und Völker. Das Notwendigste sei die radikale friedliche Zusammenarbeit aller politischen Systeme der Erde. Der Idee der Gewalt müsse eine gleichstarke Idee des Friedens gegenübergestellt werden. Es müsse der UNO ein supranationales Gericht zugeordnet werden, ein übernationaler Gerichtshof, der das Friedensrecht für alle Völker zu verteidigen habe. Damit es dazu kommen könne, müsse es eine abgestimmte Friedens- und Gerechtigkeitspolitik geben, die von allen Partnern konsequent vorangetrieben werden müsse. Alle müssten sich an ein gemeinsam entwickeltes Gesetz zur Verhütung des militärischen Angriffs halten. Alle Staaten müssten abrüsten. Es gehe hier nicht mehr nur um den atomaren Terror, sondern um jede Form der asymmetrischen Kriminalität. Es gehe nicht darum, irgendwelche radikalen Gruppierungen zu zerschlagen, sondern darum, die Ursache für organisierte Brutalität zu beseitigen, nämlich die Wurzel der Ausbeutung und der individuellen Not. »Wir leben in einer Welt voller Reichtum, in der die Armut nicht beseitigt wird. Dies zeigt, dass mit unserem Weltwirtschaftssystem etwas nicht Ordnung ist und grundsätzliche Alternativen gefragt sind.«

Deshalb müsse man nicht nur um ausgleichende Gerechtigkeit kämpfen, sondern um ein Recht höherer Ordnung, das die natürlichen und kulturellen Lebensgrundlagen aller Menschen global im Blick behalte und bewahre. Zu einer neuen Ordnung gehörten eine stärkere Kontrolle der internationalen Finanzsysteme, die Einführung einer internationalen Devisentransaktionssteuer, die Beschränkung europäischer und amerikanischer Agrarsubventionen sowie eine Reform der globalen Institutionen wie Weltbank, GATT und IWF.

"Ohne Achtung der Menschenwürde und solidarische Standards, die Lohnsklaverei, Ausbeutung, Kinderarbeit und Zerstörung der Natur verbieten und verhindern, ist eine humane Weltwirtschafts- und Weltfriedensordnung nicht möglich", betonte der Experte. Die Alternativen seien Blutvergießen, Wirtschaftskriege um Wasser, Ernährung und Energie, Zerstörung der natürlichen Ressourcen sowie Fundamentalismus und weltpolitisches Chaos. "Sich für die humane Alternative zu entscheiden und endlich zu handeln, ist die Pflicht und Verantwortung der demokratischen Staaten", so der Experte.

Sicher würden manche Terrorismusexperten den Terror als strategische Politik der sich notwendigerweise intellektualisierenden Notwehr bezeichnen. Es gehe hier ja um das subjektive Erleben der physisch und psychisch objektiven und damit realen Not unterdrückter Völker. Terrorismus in dieser heute höchst manifest gewordenen Form werde versuchen, sich als strategische Politik zwingender Notwehr zu legitimieren.

Um diese abgehobene Terrorthorie unwirksam werden zu lassen, müsse man die Not derer, denen solche strategi-

sche Gewalt jetzt hilfreich erscheine – und dies sicherlich aus ihrer Sicht auch nicht zu Unrecht! –, durch eine gerechtere soziale, ökonomische und gesellschaftspolitische Neuordnung aufheben. Konkret gelte das zunächst natürlich für den Nahen Osten und die ärmeren und benachteiligten Staaten sowie für die Diskriminierten.

In Zukunft aber werde sich überhaupt jede Gruppe von hoffnungslos Benachteiligten, seien es die Hungernden, seien es die Minderheiten in den diktatorischen Staaten, seien es die totalitär Versklavten oder Ausgebeuteten, an die Versprechen derer halten, die sich des strategischen Terrors erfolgreich zu bedienen wissen.

Das Verheerendste allerdings werde wahrscheinlich sein, dass sich auch das organisierte Verbrechen, die Syndikate, anschickten, durch solche Macht ihre mafiosen Zwecke zu erreichen, dass auch sie die Welt mit ABC-Schmutzbomben terrorisierten. Die Folge von all dem sei, dass überall in der Welt, auch in den demokratischen Staaten, ein gut Stück Totalitarismus Einzug halten müsse, wenn nicht bald weltweit abgerüstet werde. Abrüstung, das heiße: Ächtung und Vernichtung aller atomaren, bakteriologischen und chemischen Waffenarsenale. Und auch die friedliche Nutzung atomarer, biologischer und chemischer Substanzen müsse soweit wie irgend möglich kontrolliert in Grenzen gehalten werden, zumindest aber vor unfriedlicher Verwendung geschützt bleiben.

Man müsse die ganze aufs Militärische angelegte Politik auch auf die friedliche Nutzung anwenden. Also: Soldaten in die Kraftwerke! Jeden Meter einer Produktionsstätte chemischer Mittel durch Soldaten bewachen. Militär oder Polizei in

jede medizinisch-biologische Forschungsanstalt.

Wenn dies alles geschehe, brauche man auf den Straßen weniger Polizei!

Und dennoch werde die kommende Zeit als ›Zeitalter demokratischer Sonderausweise‹ in die Geschichtsbücher eingehen. Wir hätten so oder so mit dem heutigen Mittwoch entschieden zuviel verloren: Freiheit!

Unser Verstand sei getäuscht worden von den vielen irrigten Vorstellungen über das, was man so leichthin Freiheit nenne. In Zukunft müsse die Menschheit zunächst ihren moralischen Rückstand aufholen. Unser logisches Potential sei an der Notwendigkeit des moralischen Handelns vorbeigeschritten. Wir hätten nicht gelernt, unseren Intellekt als Erzieher zu verstehen. Wir hätten uns politisch nicht zur Vernunft erzogen. Wir hätten nicht gelernt, den Verstand human einzusetzen. Wir hätten ihn ethisch nicht trainiert. Die Logik habe sich mit ihrer Eigensystematik von der moralischen Urteilskraft wegeskaliert. Und jetzt stünden wir da mit unserem ganzen Wissen und Können und seien doch vollkommen handlungsunfähig.

Man könne auf die Idee kommen, erst jetzt habe Hobbes eigentlich recht: homo homini lupus, einer des anderen Raubtier. Und wenn man sich die politischen Folgen dieser chaotischen Selbstzerstörung ansehe, könne man nur zu dem Schluss kommen, dass auch George Orwell Recht behalte, falls nicht, was aber ja sehr, sehr utopisch sei, eine Gratwanderungspolitik gelinge, die zwischen Sicherheit und Freiheit abzuwägen wisse.

Es müsse eine Vertrags-Politik gültiger Friedenskonventionen zu Stande gebracht werden. Die strikt einzuhaltende

Resolution müsse lauten: Rettung der Existenz in Natur und Kultur! Diese Rettung werde aber nur in der Wahrnehmung der beiden als gleich ursprünglich zu schätzenden Werte von Sicherheit und Freiheit gelingen. Das bedeute auch, dass man endlich konkret für das Recht unterdrückter und benachteiligter Völker und Ethnien eintreten und überhaupt alle Diskriminierung auflösen müsse, um dem weltweiten Bürgerkriegszustand schon in den Anfängen zu wehren. Ich erinnere mich noch genau, dass er sagte: »Wäre die Welt gerechter, gäbe es diesen Terror nicht!«

Je später es wird, desto klarer wird mir: Kurt hätte sich nicht erschießen dürfen. Aber er war ja schon krank. Er hätte gesund werden müssen, und gemeinsam hätten wir gegen alle Ungerechtigkeit aufstehen müssen. Wir hätten sowohl den Terror verurteilen müssen als auch alle Politik, die aus Bequemlichkeit die weltweiten Ungerechtigkeiten aufrecht erhält. Aber – Kurt hat sich erschossen! Weil er zu schwach war. – Und ich war zu schwach, bei ihm zu bleiben und ihn vor seiner Verzweiflung zu schützen. Ich komme mir vor wie ein Vater, der seine Kinder im Stich ließ, als es anfang zu brennen.

Ich bin sicher, man muss dafür kämpfen, die Ungerechtigkeit vor ein Tribunal zu bringen, das gerechte Urteile fällt und Gerechtigkeit wahr werden lässt.

Mit Waffen kannst du nicht gerecht werden; keiner kann das! – Es muss mit Worten geschehen! Mit Worten, die angehört werden, weil sie nichts Unrechtes fordern; Worte, die angehört werden, weil sie Gerechtes wollen; anhörbare Worte, die selber gerecht sind; bildende Worte, die den Kindern gerecht werden und sie gerechter machen.

Wem selbst gerechte Urteile widerfahren, von dem kannst du hoffen, er wird auch gerecht werden gegen andere; gerecht, recht... richtig und aufrecht.

Aber das braucht Zeit. Und nichts ist so knapp wie Zeit.

14

Freitag, 13. Februar 1976, 7:00 Uhr

Wir sind im Waldkrankenhaus Bad Godesberg, und ich bin im Kreißsaal dabei, wie Marie gerade unsere kleine Anna zur Welt gebracht hat. Der erfahrene Gynäkologe nimmt alle Untersuchungen vor und sagt: »Alles gesund und munter.« Dann greift er nach einem Gerät, das eine Art Pistole zu sein scheint.

»Was tun Sie denn jetzt?«, frage ich entsetzt und sehe, wie der Arzt unserer kleinen Anna eine Art Tablettenkapsel unters Schlüsselbein schießt. Anna schreit laut auf, ich bin zutiefst erschreckt. Ich kriege kaum Luft und ringe nach Atem. »Was war denn das!?«, frage ich entrüstet.

»Das ist die Babymarkierung«, erklärt mir der Arzt ganz seelenruhig, offen und zugewandt. »Wussten Sie das nicht? Das neue Gesetz schreibt die Geburts-Markierung vor. Der kleine biochemisch gespeiste Sender meldet sich alle paar Sekunden im Funknetz und übermittelt die Personal-Daten und Angaben darüber, wo sich das Kind befindet und in welchem Zustand es ist.«

»Und wie lange bleibt das Ding drin?«, frage ich empört.

»Immer«, sagt er, »die Baby-Markierung darf niemals

entfernt werden, jeder würde sich strafbar machen, der sie ohne staatliche Sondergenehmigung wegoperieren würde. Die Geburtsmarke gilt weltweit als lebenslanger Identitätsausweis. Es dient dem Lebensschutz aller.«

In einem Gefühl alarmierter Wachsamkeit wachte ich auf.

»Schon wach?«, fragte Marie und kuschelte sich an meine Seite.

»Ich hab gerade geträumt; du hast im Waldkrankenhaus unsere kleine Anna zur Welt gebracht«, sinnierte ich nachfühlend vor mich hin.

»Das kannst du doch noch gar nicht wissen!«, platzte Marie heraus und richtete sich spontan neben mir auf. »Das weiß ich doch selbst erst seit gestern!«

»Wie jetzt?«, staunte ich perplex.

»Ja«, sagte sie und setzte mir einen dicken Kuss auf den Mund, »der Test meint, wir kriegen ein Baby.«

»Du weißt noch nicht, was es wird, oder?« Ich wollte es auch gar nicht wissen.

»Nein«, sagte sie, »ich will mich lieber überraschen lassen. Aber wenn es dann ein Mädchen wird – na ja: ›Anna‹ ist doch gut! Dann soll sie Anna heißen.«

Das war ein so gutes Gefühl, das ich bisher ja nur vage erahnt hatte. Und nie war mein Wunsch so stark, Marie zu heiraten. Das sagte ich ihr auch. Sie ist klug und umsichtig, und ich wurde immer froher, weil ich ihr gesagt hatte, dass ich sie heiraten will, wenn sie will. Darauf hat sie schon lange gewartet, und jetzt weiß sie auch, wie sehr ich mich auf das Kind freue.

Wir lachten und freuten uns diebisch, als hätten wir der Welt heimlich ein kleines Glück stibitz. Und ausgerechnet

am Freitag, dem 13ten. Wir sprangen aus dem Bett und hatten Lust auf ein großes Frühstück. Stundenlang.

Als um zehn das Telefon klingelte, wussten wir beide intuitiv, dass Mutter dran war.

»Wie geht es Dir, Ma?«, fragte ich mutig.

»Ach, Peter, mein Schatz, wie schon? Wir schlagen uns durch«, sagte sie und hörte sich für meine Ohren erstaunlich zuversichtlich an. »Gerade waren Leute von der Polizei hier und haben Kurts Aktentasche mit seinem Kalender mitgenommen. Sie sagten, wir sollen uns keine Sorgen machen, es hängt alles mit seinem unnatürlichen Tod zusammen. Sie waren auch in der Goetheallee bei Frau Lehnbach und in Kurts Wohnung. Sie haben seinen Reisepass, einige Briefe und andere Dokumente mitgenommen. Sie waren auch im Institut, haben sie gesagt. – Meinst du, Peter, das geht alles mit rechten Dingen zu?«

»Ja sicher, Mutter, ganz bestimmt«, versuchte ich, ihren heraufkriechenden Zweifel zu zerstreuen. »Sie müssen sich doch vergewissern, dass niemand anders hinter Kurts Panik steckt als sein Nervenzusammenbruch.«

Aber mir war ja vollkommen klar, wozu sie seine Termine, Adressen, Telefonnummern, Briefe, Rechnungen und den Kontakt zu den Mitarbeitern im Institut brauchten. Klar auch, dass sie schon längst Kurts Forschungsarbeit für die Berliner Gruppe aus dem Safe geholt hatten.

»Das ist alles in Ordnung, Ma«, bekräftigte ich so selbstverständlich wie möglich, »alles vollkommen normal. – Soll ich heute zu euch rüberkommen?«

»Ach, nein, mein Lieber, bleib du mal bei Marie, wir kommen schon zurecht, Papa und ich.« Natürlich hörte ich

da ein leises Seufzen, aber es war klar, dass sie mit der Situation allein fertig werden wollten.

»Gut, Ma«, sagte ich, »wir können ja telefonieren. Marie lässt dich grüßen! Bestell Vater auch alles Liebe.«

»Danke, Junge, ich hab dich lieb«, sagte sie. »Bis später dann.«

»Ja, bis bald, Ma.« Ich war froh, dass wir miteinander gesprochen hatten. Ein wenig von meiner heimlichen Angst um die Eltern hatte sich vorerst mal in Luft aufgelöst.

»Ich geh mal zum Kiosk, die Zeitungen holen«, sagte ich zu Marie und genoss es, für einige Normalität anzeigende Augenblicke an die frische Luft zu kommen.

Alle Zeitungen druckten den Wortlaut der Forderungen des ›Elften Februar‹: ›Freilassung aller als Terroristen in Haft befindlichen Freiheitskämpfer! – Forderung an die UNO, das globale Finanzwesen des Raubjäger-Kapitalismus durch Kontroll-Institutionen zu humanisieren.

Kann denn atomarer Terror dieses Ziel wirklich erreichen? Die eine Ungerechtigkeit hebt doch die andere nicht auf. Es sind grausige Perspektiven, und es fiel mir beim Durchforsten der Zeitungen keineswegs ein, an eine bessere Zukunft, an eine gerechtere Zeit in absehbarer Zukunft zu glauben. Im Gegenteil: Ich habe das schlimme Gefühl, die wenigen freien Rechtsstaaten, die es heute noch gibt auf der Erde, werden sich selbsttätig zu Polizeistaaten wie die anderen umfunktionieren. Sie werden die Urheber dieser grausigen schwarzen Wolken von München, Idar-Oberstein und Hannover, Paris und London abzuwehren versuchen und – gerade dadurch heraufbeschwören.

Unter der Titelfrage ›Was nun?‹ brachten einige Blätter

das Blitz-Interview eines deutschen Korrespondenten, das ihm gestern Abend der neue Vorsitzende der Brüsseler Anti-Terror-Kommission gab, die vor kurzem vom Präsidium des Rats der Europäischen Union eingesetzt worden war. Werner von Hall fragte Dr. Franz Josef Fischer, ob denn in dieser verfahrenen Lage überhaupt eine Möglichkeit bestehe, Europa vor dem Auseinanderbrechen zu bewahren.

Fischer sagte, er sei sicher, noch in dieser Woche träte der Sicherheitsausschuss des Europaparlaments zusammen, um die Verfahren und Maßnahmen der Länder abzustimmen; man werde dort ein gemeinsames europäisches Anti-Terror-Konzept formulieren, das zumindest eine gewisse vorläufige Geltung beanspruchen könne. Er denke, das geschehe noch am Samstag. Es gelte nun, derart unter Zugzwang gesetzt, sich endlich zu stärkerer Gemeinsamkeit zu bekennen. Das europäische Parlament müsse sich zu klaren Exekutiv-Kompetenzen durchringen! Nicht zuletzt betreffe das die Sicherheitspolitik, weshalb, wie er sicher sei, auch führende Militärs mit einbezogen werden müssten.

In dieser Situation könne es nichts Wichtigeres geben, als das seit Jahren geforderte Reglement im Umgang mit Terroristen endlich zu verabschieden. Diese Europa-Konvention sei im Prinzip seit langem vorgedacht, habe lediglich ihre Zustimmung noch nicht bei allen Parteien gefunden. Er zweifle aber nicht daran, dass jetzt der Zeitpunkt der Ratifizierung gekommen sei.

Später dann müsse eine Charta zur Terrorbekämpfung erarbeitet werden, woraus sich Maßnahmen ableiten ließen. In Zusammenarbeit mit Wissenschaft und Forschung seien genaue Strategien zu entwickeln, an deren Leitlinien entlang

eine gemeinsame Exekutive wie etwa eine supranationale Polizei in internationaler Übereinstimmung und in aller notwendigen Radikalität implementiert und so auch mit gewisser Aussicht auf Erfolg tätig werden würde.

Von Hall fragte, ob auch dafür schon nationale Vorlagen existierten?

Fischer sagte: »Ja, sicher, seit langem.«

Die wesentlichen Übereinstimmungen ließen sich in vier Punkten fassen:

erstens die Straffung aller nationalen Exekutiven;

zweitens die Koordinierung von Ordnungsmacht und militärischer Abwehr;

drittens das gemeinsam von allen in die nationalen Verfassungen einzubringende Terror-Bekämpfungsgesetz, das jede Form des Partisanen- beziehungsweise Guerillakrieges einschließe und für alle Partner von gleicher Verbindlichkeit sei;

und viertens ein der UNO unterstellter Sicherheitsdienst, der die Aufgabe hat, alle vertrauenswürdigen Regierungen der Welt auf demselben Informationsstand zu halten.

Der Korrespondent fragte, ob er, Fischer, denn wirklich glaube, dass man zu einer solchen übernationalen Lösung finden werde, da es doch schon in Europa so schwierig sei, Einigung zu erzielen!

Kommissionspräsident Dr. Fischer meinte: Da werde jetzt für Heckmeck nicht mehr viel Spielraum bleiben. Obwohl bisher nicht wenige Staaten den Terror selbst mit initiiert hätten, würden auch sie schon zu spüren bekommen, dass die Saat dieser Gewalt auch innerhalb der eigenen Grenzen aufgehe. Friedenspolitik jedenfalls könne sich diesen Terrorismus

unter keiner ideologischen Voraussetzung leisten, gleich ob in eher demokratischen oder totalitären und diktatorischen Systemen.

Man müsse sich ab heute vor Augen halten, dass sich der internationale Terrorismus auf seine eigentliche Machtstufe erhoben und sich damit im Prinzip von den bisher geltenden Menschenrechts-Kampagnen komplett entbunden habe. Er werde nun weder auf Washington, Peking und Moskau noch auf sonst eine Regierung Rücksicht nehmen. Die jetzigen atomaren Anschläge zeigten doch wohl: Hinter solchen Aktionen steht ein internationales Geflecht von Akteuren, die in dezentralen Netzwerken organisiert sind; sie kommen nicht mehr nur im Stil irgendwelcher Stadtguerilla daher, sondern in einer Kriegsrüstung, die jede Gesellschaft von Grund auf bedroht! Das Gleichgewicht, sofern man zwischen den großen Staaten davon reden könne, sei auf gefährliche Weise untergraben. Man stehe nun vor der totalen Unkalkulierbarkeit des Krieges.

Von Hall meinte, ob das nicht einer Demontage der freien Rechtsstaaten gleichkäme.

Dazu Fischer: »Es ist von lebenswichtigem Interesse der Völker, wenn die Staatengemeinschaft einig ist und eine gemeinsame Terrorismus-Abwehr-Exekutive ins Leben ruft. Selbstverständlich hat das weit reichende Konsequenzen für das Alltagsleben der Bürgerinnen und Bürger.«

Von Hall: »Welche?«

Fischer: »Dann werden viele auch vollkommen uneteiligte Bürger in den Verdacht geraten, Terroristen zu sein oder doch zumindest mit ihnen zu sympathisieren. Bürger werden offen und geheim polizeilich überprüft werden müs-

sen. Das schafft Unbehagen und großes Misstrauen. Es entwickelt sich eine gewisse Stimmung, wie man sie in totalitären Staaten findet. – Aber denken wir an die Tatsachen! Es sind atomare Sprengsätze explodiert! Dass es sich diesmal relativ in Grenzen hielt, ich meine, dass es einigermaßen glimpflich abging, muss man der Taktik des Elften Februar zuschreiben. Man wollte nur eine erste Warnung geben, sozusagen den warnenden Einstand, zynisch gesagt. – Ungeheure Abscheu erfasst mich, wenn ich an das Vorgefallene denke!«

Von Hall: »Was sind das für Menschen, die sich hinter dem Namen ›Elfter Februar‹ verbergen?«

Fischer: »Wie soll ich das wissen?! – Aber für mich sind es keine mit mehr oder weniger Recht revoltierenden Befreiungskämpfer, sondern kalte, berechnende, aller Skrupel bare und zudem gefährlich intelligente Terroristen, die auf Kosten der Weltsicherheit ihren radikalen Machtkampf zu führen die Absicht und Kaltschnäuzigkeit haben.«

Von Hall: »Strategen?«

Fischer: »Ja, die führenden Köpfe.«

Von Hall: »Sie meinen, Herr Präsident, die Sache der Armen Welt wird inzwischen vom internationalen Terrorismus aus den Reihen der Intellektuellen aktiv unterstützt?«

Fischer: »Ja. Sicher. Schon länger!«

Von Hall: »Danke für dieses Gespräch, Herr Fischer.«

»Gerne. Ich danke Ihnen.«

Als ich es las, musste ich an Kurt denken und an die einzelnen Teams, die man mit oder ohne ihr Wissen dienstbar gemacht hat. Ich möchte nicht wissen, wie viele hochbegabte und angesehene Leute inzwischen das Doppelleben

des guten Staatsbürgers und des Terroristen führen!

Aber wie auch sollen Unterdrückte glauben, ihr Ziel der Befreiung erreichen zu können, wenn nicht so? Den ganzen Abend haben sie es rekonstruiert und analysiert. Wichtige und sich wichtig Machende aus Politik und Wissenschaft nahmen Stellung, die ganze Prominenz. Es wurde debattiert und gerätselt, die VIPs spekulierten über die Zukunft des Terrors und verglichen vergangene Aktionen mit den heutigen. Augenzeugen erzählten, was sie gesehen, gehört und erlebt hatten. Aber was weiß ich schon?

Ich weiß, dass da an sieben Stellen solche atomaren Sprengkörper explodiert sind und dass sie eine bestimmte nicht allzu große physische Wirkung hatten. Ich weiß auch, dass man dies der Taktik der Terroristen zuschreibt, weil sie wohl lediglich warnen wollten. Es sieht aber so aus, dass sie in Zukunft durch größere oder mehrfache Explosionen auch größere physische Vernichtungswirkungen erzielen können, und ich weiß, dass auch kleinere Aktionen immer wieder die Unschuldigen treffen, Leute, die absolut keine Ahnung haben, was da mit ihnen geschieht. Und die letzten Auswirkungen sind immer die schlimmsten: Konkreten Menschen wird das Leben genommen. Angehörige werden ermordet, physisch und psychisch geschädigt. Kinder kommen nicht wieder zu den Eltern zurück. Brüder bleiben irgendwo tot liegen. Väter kommen auf der Fahrt zur Arbeit im Auto um. Familien bleiben allein zurück, nicht, weil ein Autounfall das so fügt, nein, weil wenige Menschen es so kalkuliert haben! Mütter fallen beim Spaziergang tot um, weil sie den Waldweg durch den Ebersberger Forst gewählt haben, was sie sonst jeden Tag gefahrlos tun können. Und alte Leute, die im

Burgdorfer Holz vielleicht mit den Enkeln im Kinderwagen beim Spaziergang die frische Waldluft genießen, werden durch die Detonation von einer Sekunde auf die andere ausgelöscht. Man kann froh sein, wenn es schneller geht, als ein Gedanke Zeit braucht.

Ich verstehe, dass Kurt sich erschoss, und ich empfinde Respekt vor seinem Entschluss. Und warum überhaupt sollte er weiterleben? Wie hätte er weiterleben können? Wer würde da nicht verzweifeln?

Aber natürlich muss man kämpfen, sich einsetzen und für Gerechtigkeit und Solidarität eintreten. Wer nicht schießen will, muss reden! Wer überzeugen will, muss nachgedacht haben. Aber was richtet eine Philosophie schon aus, wenn man die Menschen einfach so umbringen, wenn man sie erschießen, entführen, quälen, mit Bomben zerreißen kann?

Höre ich etwa, Anarchisten müssten doch radikaler sein als andere? Wo man doch überall auf Unterdrückung stößt? Polizeimacht und ausbeuterische Raubjagd durch Herrschaft des Geldes oder Ideologie der Despoten! Und in nur wenigen Staaten herrsche echte Demokratie des Rechtsstaats! Wie sollen sich Leute wehren, wenn sie die Grundnahrungsmittel nicht mehr bezahlen und erwerben können? Müssen sie nicht sofort handeln? Vielleicht liegt es in der Wurzel des Lebens selbst, dass der, der bedürftig ist, sich keine Zeit gönnt und vielleicht auch gar nicht gönnen kann oder aus Liebe zur Familie nicht mal gönnen darf. Setzt Nachdenken nicht Geduld voraus? Wer kann schon geduldig ertragen, wenn sein Organismus leidet? Soll einer, der Schmerz empfindet und an Leib und Seele leidet, geduldig nachdenken und abwarten? – Kann einer, der vom Lebensnotwendigen

abgeschnitten ist und Mangel leidet, überhaupt geduldig nachdenken und auf Abhilfe sinnen?

Aber denken denn so die führenden Terroristen? Nein, sie kalkulieren, planen cool und strategisch. Das hat doch nichts mit Notwehr zu tun!

Ich bin gegen den Terror und gegen Gewalt überhaupt! Ich bin gegen die Tötung und Terrorisierung unschuldiger Menschen! Ich bin auch gegen die Tötung und Ermordung der Schuldigen! – Ich will Gerechtigkeit und Solidarität! Wie sonst kann ich hoffen, dass man im Alltag der Weltpolitik der Gerechtigkeit zum Durchbruch verhelfen kann?

Der Gewalt des Terrors kann man nur die Politik des internationalen Rechts entgegensetzen; wenn überhaupt, so könnte er nur durch real zunehmende Solidarität gegenstandslos werden. – Recht und Gerechtigkeit werden sich nirgends durch bloße Gewalt erzwingen lassen, und das spricht auch gegen diesen Terror! All diese Gewalt fällt früher oder später auch auf die Täter zurück. Durch Gewalt wird die Welt bestimmt nicht gerechter! Das beweist das ganze 20. Jahrhundert: Gewalt vernichtet millionenfach.

Ich hatte jetzt eine intensive Vorstellung davon, was Strategie sein kann: Man muss absolut von allem absehen, was irgendwie nach Mitgefühl aussieht: Vergiss alles menschliche Fühlen mit den Geschöpfen, die leiblich und seelisch Schmerz empfinden! Ich weiß jetzt: Wer die Strategie der Gewalt verfolgt, ist lediglich vom ideologischen Kalkül fasziniert! Unterdrückte, die sich gewaltsam gegen ihre Not durch den Raubjägerkapitalismus wehren, üben Notwehr. Aber die Verantwortung für Gewalt in terroristischer Form tragen allein die Strategen!

Wer aus Notwehr tötet, tötet, um am Leben zu bleiben, um zu überleben! Wer strategisch tötet, tötet, um zu vernichten, was ihn hindert, Ziele zu erreichen. Der strategische Terrorist handelt bewusst und gezielt inhuman. Human sein heißt aber: den Schmerz abschaffen, ohne den Tod zuzufügen oder ein anderes Leid auf Dauer zu verschlimmern.

Man muss, das weiß ich, dafür kämpfen, dass die Leidenden Gerechtigkeit und Solidarität erfahren, Soforthilfe oder besser: Not-Heilung. Man muss dagegen aufstehen, dass Terrorismus die Welt erpresserisch mit Gewalt überzieht und Kulturfreiheiten verunmöglicht oder vernichtet. Allein heilende Gerechtigkeit und globale Abschaffung des unersättlichen Raubjägers können dieses Ziel erreichen!

Der radiologische Terror der letzten Woche ist auch wegen des Menetekels von Hiroshima erschreckend für mich, aber mehr noch wegen der systematischen Bedrohung aller Lebensgrundlagen, wenn dieser Terror sich atomar-radiologisch und – vielleicht noch verheerender – mit chemischen oder biologischen Mitteln zur politischen Strategie erhebt. Es kann nur Grauen erregen, wie dieses weltumspannende Bedrohungspotential immer schon die Existenzgrundlagen der ganzen Menschheit betrifft, den gesamten Planeten, der Angst davor hat.

15

Montag, 16. Februar 1976, 8:50 Uhr

Ich bin froh, wenn die Beerdigung vorbei ist! Es ist schon bald

neun, und wir müssen uns beeilen. Marie ist schon fertig und wartet am Auto. So ganz in Schwarz sieht sie auch gut aus, finde ich, da wirkt das lange, blonde, lockige Haar noch leuchtender.

Unwillkürlich kommt mir meine eigene Beerdigung vor Augen.

Es schneit schon wieder, kein Mensch auf der Straße. Montags morgens im Winter, wenn der richtige Schnee fällt, ist Königswinter am schönsten: Weihnachtsstimmung.

Aber das wird eine einsame und kalte Beerdigung werden, in Siegburg. In aller Stille im Schnee: Mutter, Vater, Marie, ich, Tante Trautchen, Onkel Herrmann, vielleicht auch jemand vom Institut, Frau Lehnbach aus Beuel und ein paar Nachbarn von Mutter und Vater, mehr werden es wohl kaum.

Heute werden auch viele Opfer des Terrors beerdigt.

Pastor Siebenborn wird vom ›Glauben ins Ungewisse hinein‹ sprechen. Von der Hoffnung. Von Verzweiflung. Vom Glauben, der in aller Verzweiflung noch Hoffnung findet. Pastor Siebenborn predigt meditativ. Wie Musik.

Wir fahren, und Marie schweigt. Ich würde gerne Musik hören.

»Soll ich das Radio anmachen?«, frage ich leise; ich weiß nicht, ob Marie das recht ist.

»Sicher! Mach an, Peter!«, sagt sie. »Musik ist gut für die Seele! Und für unser Kind auch.« Ich schau sie von der Seite an und seh sie lieb lächeln. Es ist schon merkwürdig: man fährt zur Beerdigung des eigenen Bruders, hört sich solche Hits an und freut sich auf das eigene Kind, das im Bauch der Frau heranwächst, die man liebt und heiraten wird. Ich bin

traurig, weil Kurt tot ist, und finde tröstlich, dass es diese Musik gibt und so ein neues Leben.

Irgendwie bin ich erleichtert, dass es vorbei ist. Marie hat sich eng an mich angekuschelt und schläft fest. Ich bin müde. Seltsam, so erschöpft im Bett zu liegen, spät nachts, nach so einem Tag und dann an den toten Bruder zu denken. Erst jetzt ist Kurt für mich wirklich tot.

Vater meinte heute Nachmittag: »Ja, Peter, unser Kurt ist nun tot.« Es war in einem Moment, als wir beide allein auf der Terrasse standen. Wir hatten den gleichen Gedanken gehabt: weg von den Trauergästen und atmen! Frische, kühle Winterluft! Das war auch nötig. Onkel Herrmann brachte es immer wieder fertig, uns allen zu sagen, er wisse, wie man mit den Terroristen verfahren muss: »Rübe ab!« Dabei machte er ein Geräusch und eine Geste, die uns glauben ließen, er habe vielleicht schon einmal die Rolle des Henkers erfolgreich ausgefüllt. Tante Trautchen sprach immer wieder vom ›armen, armen, lieben Jungen!‹ Sie meinte es gut, merkte aber nicht, dass Mutter jedes Mal weinen musste. Aus dieser Atmosphäre waren Vater und ich dann geflohen. Ich nickte nur zustimmend, als er sagte, er sei froh, wenn diese schaurigen Stunden vorbei seien. Ich glaube, es wurde uns heute erst klar: Wenn sie den Sarg mit Erde bewerfen, geht das eigentliche Leben zu Ende, sinnlich ausgelöscht.

Kurt ist tot, und ich schließe die Augen und sehe sein blasses, ovales Gesicht vor mir: leuchtend schwarze Augen, pechschwarzer Lockenkopf, so schwarz wie die buschigen Augenbrauen, die sich über der Nasenwurzel leicht berühren.

Ich nehme sein Bild mit in den Schlaf, dieses ruhige Gesicht, als wolle Kurt sagen: es ist jetzt alles überstanden! Ich stimme ihm zu und wäre auch viel zu müde zum Widerspruch.

16

Mittwoch, 18. Februar 1976, 11:30 Uhr

Seit gestern Abend brachten es alle Medien. Der dpa-Ticker meldete: »Elfter Februar« droht: Mittwoch 18. Februar 12 Uhr: Auslöschung Berlin Mitte.

Sie machen es also wahr.

Die Pressemeldung ging sofort ans Bundeskanzleramt. Der Kanzler mit seinen wichtigsten Ministern und führenden Vertretern der Sicherheitsorgane des Bundes und der Länder bilden den Großen Krisenstab Bonn. Soll man mit den Terroristen verhandeln? Kann der Staat auf die Forderung nach Freilassung der Inhaftierten eingehen? Den Bonner Krisenstab fordert der Bundeskanzler auf, auch »das Udenkbare zu denken«. Alle Verantwortlichen nehmen die Drohung ernst.

Auch der Senat Berlin West installiert einen Katastrophenstab. Berlin Ost beruft den Nationalen Verteidigungsrat ein; dort sind in der nächsten Stunde alle für die nationale Sicherheit der DDR maßgeblichen Leute informiert und zur Stelle.

Europaweit treten die Katastrophenschutzpläne in Kraft. Sprengstoffexperten suchen in Berlin nach den Bomben; aus

aller Welt zieht man Spezialisten heran. Am frühen Morgen tritt in Bonn das Notkabinett zusammen.

Der Krisenstab des Berliner Senats prüft Evakuierungsszenarien für Berlin Mitte und lässt die beste Problemlösung kalkulieren, man verfügt Dienstverpflichtung der Sender, formuliert Evakuations-Ankündigungen. Amtspersonen diverser Stellen sollen bereitstehen, die Bevölkerung auf die zugewiesenen Transportmittel zu verteilen: Abreisezeit, Reiseweg, Ziele, Verhaltensmaßregeln.

Alle paar Minuten gehen Aufrufe über die Berliner Sender: »Hier spricht der Leiter des Zivilschutzes. Die terroristische Vereinigung ›Elfter Februar‹ droht mit einem Anschlag auf Berlin Mitte. Bis Mittwoch um zwölf Uhr muss der Stadtkern evakuiert sein. Wir haben Zeit genug. Es besteht kein Grund zur Unruhe. Es ist daher zweckmäßig, den Notkoffer zu packen, sich in aller Ruhe anzukleiden und auf folgende Dienststellen zu kommen...«

Sie wollen die Leute an die Peripherie und in den ländlichen Großraum evakuieren. Flüge ins fernere Bundesgebiet sind bis auf weiteres ausschließlich Kindern und Müttern vorbehalten wie alten und kranken Bürgern.« Dem Ausnahmezustand gemäß beginnen Polizei, Feuerwehr, Technisches Hilfswerk und Soldaten mit der Übersiedlung von Kinder- und Altersheimen, Internaten, Krankenhäusern und Gefängnissen. Mütter mit Kindern müssen zum nächsten Kindergarten oder zur Schule eines ihrer Kinder kommen. Oder zur Kirche ihrer Gemeinde. Von dort werden sie mit städtischen Bussen zum Flughafen Tempelhof gebracht. Ledige Frauen und Witwen haben sich auf den nächstgelegenen Bahnhöfen einzufinden. Männer mit eigenem PKW sind dienstverpflich-

tet und müssen bestimmte Routen abfahren.

Vorerst werden nur die öffentlichen Verkehrsmittel und Militär- bzw. Behördenfahrzeuge via Autobahn und Schnellstraße ins Berliner Umland durchgelassen. Privater Straßenverkehr ist bei schwerer Strafe verboten. Trotzdem fahren sie drauflos, produzieren Staus und Panik. Soldaten kümmern sich – und nicht zimperlich! – um die Verbotsübertreter.

Jeder unbefugte Gegenverkehr nach Berlin hinein ist unterbunden. Die Grenzübergänge sind geschlossen. Das gilt nicht für die planmäßig eingesetzten Fahrzeuge.

Immer wieder bringt die Notbesetzung des Senders allgemeine Aufrufe, Anweisungen und Aufforderungen an die Bevölkerung: »Wir tun alles Menschenmögliche!«, sagt der Bundeskanzler selber, und er ist davon überzeugt, dass die Stadt Berlin mit großer Vernunft auch diese Bedrohung überstehen wird. Der Regierende Bürgermeister mahnt mit seiner tiefen ruhigen Stimme auf echt berlinerische Weise: Man soll auch jetzt wie in der ganzen Berliner Geschichte Ruhe bewahren, Haltung zeigen, »und, Leute, macht keinen Quatsch, ihr müsst unbedingt den Anweisungen der Polizisten und Soldaten Folge leisten!«

Trotzdem haben sich kilometerlange Autoschlangen gebildet. Der Bundesgrenzschutz bemüht sich, wenigstens für die Hilfsfahrzeuge Gassen zu sichern. Das geht nicht ohne Zwang ab.

Es wird auch geschossen. – Im Krisenstab rechnet man damit, dass man die Zeit bis Mittwoch in vollem Einsatz benötigt, ehe Berlin Mitte auch nur zu einem Drittel evakuiert sein kann. Stunde für Stunde verlassen Tausende das Zentrum, und doch scheint sie sich nicht zu entvölkern. Im

Gegenteil: es wird ganz unmöglich, all die laufenden, rennenden, fliehenden Menschen zur Ruhe zu bewegen. Wenn man nur die allerschlimmste Panik verhindern kann, ist schon viel gewonnen. Das kann Tausenden das Leben retten.

Am Mittwochmorgen ist man überzeugt, dass die meisten Kinder in Sicherheit sind, ebenso die Mütter. Viele dienstverpflichtete Privatfahrer haben sich immer noch um Alte und Kranke zu kümmern. Dabei finden sie auch einige Leute, die schon länger, aber aus anderen Gründen, tot sind. Man muss sie lassen, wo sie sind. Viele Alte und Kranke haben Schilder oder Tücher aus dem Fenster gehängt. So sind sie leichter aufzufinden. Das wird als allgemeine Regel über den Rundfunk ausgerufen. Es hilft den Kräften erheblich.

»Die Berliner Bevölkerung hat sich in allen kritischen Situationen angemessen verhalten. Bitte wahren Sie auch jetzt Ruhe und Ordnung! Versuchen Sie, ohne Panik die Stadtmitte zu verlassen. Busse und Straßenbahnen stehen zu Ihrer Verfügung. Ältere und kranke Menschen mögen in ihren Wohnungen warten, Hilfskräfte kommen innerhalb der nächsten Stunde«, – so schallt es aus Lautsprecherwagen des THW und aus Megafonen der Hilfskräfte durch die Straßen Berlins, um die nicht mehr aufzuhaltende Panik kurz vor Ablauf der Frist zu kanalisieren. Aber die Hoffnung, noch viele Menschen aussiedeln zu können, muss man allmählich aufgeben. Viele Leute wollen auch gar nicht mehr weg und weichen nicht von der Stelle.

Ab zehn Uhr fordert man die Menschen auf, in ihre Keller zu gehen und die Fenster mit schweren Stoffen oder Decken zu verhängen. Man soll alles dicht abschließen und auf die

Entwarnung warten.

Man schätzt die Zahl der Menschen, die immer noch im Stadtkern sind, auf weit über achtzigtausend. Es war einfach eine unmögliche Aufgabe, so eine riesige Menschenmenge binnen neunzig Stunden aus der Gefahrenzone zu bringen. Sicher, man konnte viele Leute in U-Bahnschächten und alten Bunkern unterbringen, aber welchen Grad an Sicherheit können solche Schutzräume bieten? Weder gab es eine ausreichende Anzahl an Atemschutzmasken noch von Schutzanzügen. Kann man sich überhaupt in solchen Räumen vor Isotopen-Kontamination schützen?

Bleibt nur die Hoffnung, dass diese Drohung sich nicht bewahrheitet! Überall auf Hochhäusern und Türmen haben die Sender Fernsehkameras installiert. Mit Panorama-Blick hat sich das ZDF auf dem Sendeturm postiert, und das neue Studio im Sendezentrum Mainz-Lerchenberg schneidet die aktuellen Aufnahmen zusammen.

Fiebernd suchen die Experten nach dem Sprengstoff in Berlin Mitte, aber man findet nichts. Ganz Europa sitzt wie gelähmt vor dem Fernseher, und die Sendeanstalten strahlen die Weitwinkelaufnahmen vom Sendeturm aus in alle Welt. Um zehn vor zwölf verlässt die Notbesetzung den Sender und begibt sich in den Schutzkeller. Tausende Menschen sind noch auf den Straßen, unzählige Autos stecken im Stau fest. Auf den Dächern Berlins liegt Schnee, und in vielen Fensterscheiben spiegelt sich die winterliche Sonne. Die Uhren ticken im Sekundentakt auf Mittag zu. Ein Großteil der fernsehenden Menschheit spricht insgeheim Gebete, die man längst vergessen zu haben glaubte.

Von zwei Jets der Bundeswehr in die Zange genommen

nähert sich rasch vom Westen her ein weißes Sportflugzeug im Anflug auf den Fernsehturm. Offensichtlich haben die Militärs die Absicht, den Privatflieger abzudrängen und zur Landung zu zwingen, aber der lässt sich nicht beirren und rast groß und größer werdend auf den Fernsehturm zu. Kann es sein, dass einer der Jets den Motorflieger mit dem Flügel touchiert hat? Oder war da Mündungsfeuer zu sehen? Um die eigene Achse rotierend gerät der kleine Flieger ins Trudeln und stürzt wie eine Kamikazemaschine zentral auf die Museumsinsel zu. Und da zerstört sich jede Hoffnung: Eine feuerrote Säule schießt mit Lichtgeschwindigkeit in den Himmel hoch und bleibt stehen; wie gegossenes, glühendes Metall. Zwischen Himmel und Erde. Eine riesige Wolke aus glühendem Staub gleißt in Kupfer, Violett, Rot und Grau und Weiß auf dem Bildschirm. Ein feuriger Hitzeblitz brennt sich ins Bild ein, während die Wolke jetzt schwarz wird.

Das Fernsehbild friert ein, die Sendeanstalten Europas und der ganzen Welt übernehmen es vom Berliner Sendeturm und lassen es wortlos, stumm, ohne Ton auf allen Bildschirmen stehen.

Das Bild ist untertitelt: Berichterstattung bis auf Weiteres untersagt: Der Innensenator.

Es wird ganz unabweisbar: Nicht der Terrorismus ist die eigentliche Herausforderung, sondern die Orientierung an den wirklichen Ursachen genauso wie unsere sinnvollen Antworten auf diese grausamen Anschläge.

Ich muss mir etwas Wichtiges vornehmen. Vielleicht sollte ich all diese verdammt grandiosen politischen Ziele und diese erhabenen moralischen Ideale eines quasi-göttlichen Allmachtswahns opfern zugunsten schlichter alltäglicher Friedensarbeit in Solidarität mit Mensch und Natur. Vielleicht lässt sich so die fundamentalistische Raubjägergesellschaft von Gottes oder Börsen Gnaden in all ihrer maßlosen Omnipotenz als menschenunwürdig demaskieren und auf Dauer von Mahlzeit zu Mahlzeit aushungern: Wer für den Krieg arbeitet, kriegt nichts zu essen. Und wer Gewalt sät, erntet Hungertod.

Vielleicht muss man die Rettung der menschlichen Kultur auch einfach den schlaun Wühlmäusen überlassen, wenn sie im Auftrag einer intelligent lernenden Natur die Wurzeln der Gewalt von unten her abnagen.

Postskriptum

Wer hätte erahnen können, dass ein viertel Jahrhundert später am elften September 2001 nur wenige Terroristen mehrere Passagierflugzeuge gleichzeitig in ihre Gewalt bringen und mit ihnen die Türme des World Trade Centers in New York an einem einzigen Morgen in Schutt und Asche legen und fast dreitausend Menschenleben auslöschen konnten, sodass die ganze Welt in eine tiefe Unruhe versetzt wurde, die bis heute anhält?